Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

44 (4.11.1934)

Visual Library

Folge 44 / Jahrgang 1934

Sonntag, 4. November 1934

Die Freude am Buch

Von Valerian Tornius

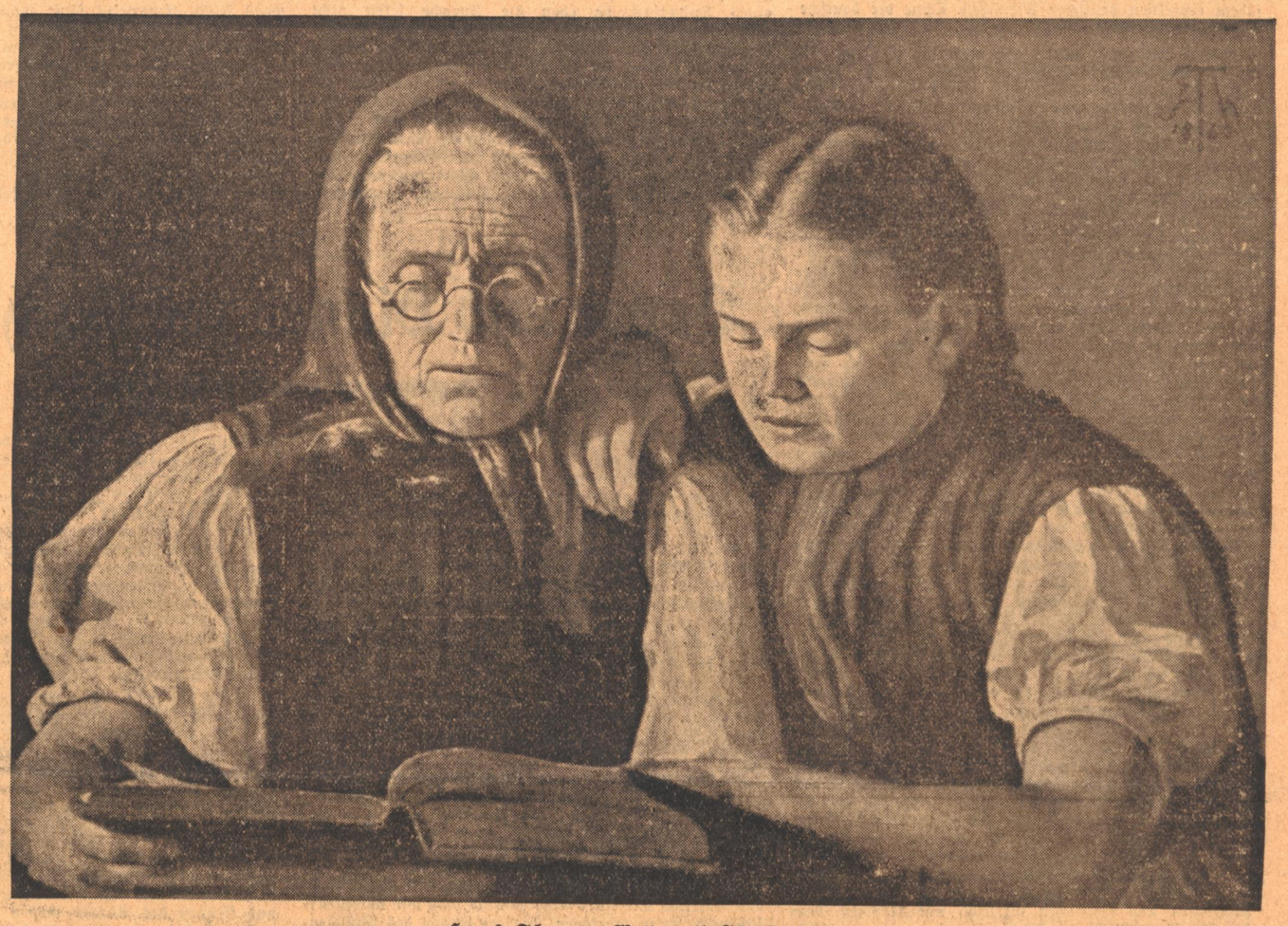
„Und wenn mir alle Königskronen für meine Bücher und meine Freude am Lesen angeboten wären: ich würde sie ausschlagen". Dieses Bekenntnis eines Bücherfreundes und Dichters — es stammt von François de Fénelon, dem Verfasser des in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts so vielgelesenen Erziehungsromans „Telemaque" — ist das erhabenste Lob, das jemals über das Buch gesagt wurde. Freilich muß man, um zu einem solchen Urteil zu gelangen, mit seinen Büchern auf das innigste vertraut sein, muß man sie geistig so in sich aufgenommen haben, daß man sie als einen unzertrennlichen Bestandteil seines Ichs empfindet. Denn nur dann spürt man eine wahrhaft reine Freude an ihrem Besitz.

Jeder Mensch, der Anspruch auf Bildung erhebt, hat seine Lieblingsbücher. Sie sind der Maßstab für sein geistiges Niveau, seine Neigungen, seinen Charakter. Oberflächliche Menschen werden darum stets gehaltsleere, belanglose Bücher lesen. Für sie besteht der Genuß, den ihnen die Lektüre gewährt, je nach dem Inhalt des Gelesenen, entweder in einem flüchtigen Reiz, der sie in Spannung und Aufregung versetzt, oder bloß in der Zerstreuung, um sich die Langeweile zu verscheuchen. Sie suchen nichts als Unterhaltung und wenn sich ihnen diese geboten hat, so werfen sie das gelesene Buch in irgendeine Ecke und kümmern sich nicht mehr um dessen Schicksal. Und warum auch? Sie haben ja kein inneres Verhältnis zu diesem Buch. Es geht ihnen wie einem Reisenden, der, ohne Namen, Gesinnung und Wesen seines Reisegefährten zu kennen, mit diesem während der Fahrt ein paar nichtssagende Worte wechselt und dann auf einer der nächsten Stationen aussteigt, um vielleicht nie wieder dem Betreffenden im Leben zu begegnen.

Ganz anders verhält es sich nun mit jenen Menschen, die das Buch von einer höheren Warte aus betrachten, die es zur Erbauung und Belehrung lesen, und die in jenem Fall eine Förderung ihres Geistes- oder Gemütslebens von ihm erwarten. Sie werden vor allen Dingen zwischen den Büchern für die Stunde und den Büchern für alle Zeiten einen Unterschied zu machen wissen, und dementsprechend werden sie sich ihnen gegenüber verhalten, d. h. sie werden — um mit Lord Bacon zu reden —, einige nur „kosten, andere verschlucken und einige wenige gut kauen und verdauen." Mit diesen Büchern letzter Gattung schließen sie dann eine innige unzertrennliche Freundschaft, die sie auf ihrem Lebensweg begleitet, die sie im Alter und in der Einsamkeit tröstet, die sie von der Last müßiger Langweile befreit und vor unangenehmer Gesellschaft schützt. Denn „gute Bücher", sagt Gustav Freytag, „sind die großen Schätze des Menschengeschlechts. Das Beste, was je gedacht und erfunden wurde, bewahren sie aus einem Jahrhundert in das andere: Sie verkünden, was einst auf Erden lebendig war. Alle Bücher, vom ältesten bis zum jüngsten, stehen in einem geheimnisvollen Zusammenhang. Ihrer aller Inhalt bildet ein großes Geisterreich auf Erden. Der Verkehr mit den großen Geistern der Vergangenheit durch ihre Bücher ist einer der edelsten Genüsse."

Zu dieser Freude am Buch, die sich mehr auf den geistigen Gehalt eines Werkes bezieht, gesellt sich nun noch eine andere, die ihre Befriedigung in dem Besitz bestimmter Seltenheiten des Büchermarktes findet. Diese ist die Frucht eines emsigen Sammelfleißes. Unermüdliche Ausdauer, Beschwerlichkeiten aller Art, Hindernisse, Zufälligkeiten bezeichnen den Weg, der zu ihr führt. Glücksereignisse, die irgendeine besondere Kostbarkeit in die Hände spielen, sind die leuchtenden Stationen auf diesem bibliophilen Leidenspfad. Aber gerade, weil so viele Mühe und Geduld, so viele Enttäuschungen und Ueberraschungen mit dieser Liebhaberei im Zusammenhang stehen, freut man sich später mit berechtigtem Stolz des Errungenen, knüpft doch oft fast an jedes einzelne Buch sich irgendein Erlebnis. Es ist kein Wunder, wenn unter dem Einfluß solcher Beschäftigung, die im Kampf mit den Antiquaren bestimmte Charaktereigenschaften, wie Spürsinn, Beharrlichkeit, Ausdauer, Schlauheit, List, Verschlagenheit usw. in besonders starkem Maße ausbildet, die Bibliophilen häufig sich zu Sonderlingen entwickeln. Sie gehen so in ihrem Sammeleifer auf, daß schließlich von allen Freuden des Lebens nur eine für sie übrigbleibt — die Freude am Buch. Von derartigen merkwürdigen Individuen wissen schon das Altertum und das Mittelalter zu erzählen, als jedes Schriftwerk, einerlei, ob es sich um eine Papyrusrolle, ein Tontäfelchen oder ein beschriebenes Pergament handelte, an sich, ganz abgesehen vom Inhalt des Textes, schon eine Seltenheit war. Mit Vorliebe haben denn auch die Maler, Stecher und Holzschneider, jene Sonderlinge, für welche die Zeitgenossen entweder eine stille Ehrfurcht oder ein nachsichtiges Lächeln übrig hatten, bildlich darzustellen versucht. Am liebenswürdigsten hat Carl Spitzweg dieses getan, der, selbst ein Eigenbrötler, sich solchen abseits stehenden Naturen verwandt fühlen mußte.

Aber die wahre Freude am Buch bleibt doch immer das Bewußtsein, seinen geistigen Gehalt in sich aufgenommen zu haben, und das stolze und erhebende Gefühl: hier ist die Welt, die deinem Sehnen und Streben Ausdruck gibt.



Hans Thoma: Mutter und Schwester

Bekenntnis zum Buch

Von Olaf Saile

Es gibt ein stolzes Wort von uns Deutschen als dem Volk der Dichter und Denker. Dieses Wort aber ist uns manchmal in den vergangenen Zeiten zum Verhängnis geworden. Es war wie ein Orden, den man sich anlegte zu festlichen Gelegenheiten. Mit diesem Orden glaubte man sich gestempelt, mit diesem Orden hielt man sich jeder Beweisführung enthoben, jeder Prüfung entbunden, ja schließlich von jeder Verantwortung gegenüber den geistigen Gütern der Nation befreit. Es genügte ja, zu wissen, daß dieses wahrhaft gesegnete Volk der Dichter und Denker das eigene war — um über diesem Bewußtsein diese Güter selbst zu vergessen. Diese Haltung, die nicht mehr die Verantwortung des einzelnen gegenüber der Gemeinschaft kannte, schob zwischen das Volk und sein ewiges Antlitz den Abgrund fast brückenloser Fremdheit. Die Seelennot der vergangenen Jahre und Jahrzehnte, die Hilflosigkeit vor jeder mutigen Lebensentscheidung, alles das kam aus der seelischen Vereinsamung und Verarmung des einzelnen, der keinen Zusammenhang mehr erkannte mit dem Ganzen seines Volkes, der losgelöst war von den ewigen Werten der Nation und ihres Lebens; losgelöst also auch vom Buch.

Es wäre ein sophistischer Versuch, nun etwa das Leben selber gegen das Buch auszuspielen. Denn das Buch, wie wir es meinen, trägt die Gnade des Lebendigen. Dieses Lebendige steht vor dem Literarischen, denn literarisch ist gleichbedeutend geworden mit: losgelöst, entwurzelt, ohne Zusammenhang mit Geschick und Würde der Gemeinschaft. Das Buch aber sammelt Geschick und Leben des Ganzen in den kristallenen Spiegel der Dichtung.

In Kenntnis aller Entwürfe, die gemacht werden könnten, dürfen wir sagen, daß wir kein Bücherwissen im Sinne bloßen Tatsachenwissens propagieren. Das Wort, daß Wissen Macht sei, hat einen Kern von Wahrheit, aber es wurde zum Schlagwort gemacht und verlor an innerer Kraft, weil es allzu leicht zur Ueberschätzung eben dieses Tatsachenwissens, zur Ueberschätzung einer bloßen Gelehrsamkeit führte, die nicht das Ideal der Bildung, nicht das Ideal des vollkommenen Menschen und keine Lebensweisheit ist.

Diese Feststellung scheint nötig, um von vornherein jedem Einwurf von Menschen zu begegnen, die nur das Irdisch-Sichtbare anerkennen, weil sie das Unsichtbare, den Mythus, der unser Leben trägt und bewegt, nicht begreifen. Bloßes Wissen macht noch keinen Menschen. Durch ihn gehen die großen und geheimnisvollen Dinge der Natur hindurch. Er entwickelt sich nie ausschließlich aus sich heraus. Er entwickelt, bildet und formt sich am Leben. Das Leben aber ist immer das Du, das dem Ich begegnet auf den Straßen der Welt. Der Mensch lebt und schöpft aus dem Ganzen der Gemeinschaft. Die Schicksale, die ihn treffen, kommen vielfach von den Menschen um ihn und binden ihn an sie.

Das dichterische Buch ist nichts Buchstabentotes, sondern etwas Menschenlebendiges. Hier ist ein zweites Mal die Welt erschaffen. Aus jedem guten Buch spricht so die Welt eines Menschenbruders zu uns und zwar eine Welt, die aller Zufälligkeiten und aller Nebensächlichkeiten entkleidet ist, die uns über alle Tagessorgen hinweg zeigt, was wesentlich; die uns über allen Unzulänglichkeiten zeigt, was groß und unvergänglich ist. Jedes gute Buch ist ein Weg zum Herzmittelpunkt des Volkes und der Welt. In jedem guten Buch ist das Auf und Ab von Schicksalen, aus jedem guten Buch weht uns der Atem einer Menschenseele an. Wo treffen wir in der wirklichen Welt, auch der Geringste unter uns, die großen brüderlichen Worte, wenn nicht im Buch, in dieser heiligen Schrift, die unsere deutsche Sprache ist? Das Buch ist das Leben, das in seiner äußeren Wirklichkeit allzu gestaltlos und verworren dem Einzelnen vorüberrauscht, daß wir nur immer mit Faust rufen müssen: „Wo faß ich dich?"

Das Buch aller Zeiten hat von je das Bild der Erde gestalten und verändern helfen, das Buch hat Einzelnen und ganzen Völkern Weg und Schicksal bestimmt. An manchem Leben ließen sich Kurven, Wendungen, Emportriebe feststellen, die vom Buch ausgehen. Das Buch, im Großen gesehen, wie es die Zeiten begleitet und überdauert, zeigt auch dem Geringsten, daß er nicht der einzig Mühselige und Beladene, daß er selber eine Wiederkehr im Gesamtablauf des Menschenschicksals, daß er selber nur ein Gedanke seines Volkes ist, daß er jener Prozession zugehört, die mit den Fahnen der Sehnsucht aus dem Dunkel ringend emporstrebt in die Welt der Reinheit und Helle. Das Buch stellt den Menschen hinein in den großen Zusammenhang alles Lebendigen, es entreißt ihn der seelischen Verarmung und Vereinsamung und heiligt ihn als einen Teil der Gemeinschaft.

Warum Pflege der Muttersprache?

Von Dr. W. M. Esser

Unsere Muttersprache ist uns das wichtigste und schönste Geschenk unseres Volkstums. Beide sind ohne einander schlechthin undenkbar. Als Kinder wachsen wir in unsere Sprache und damit zugleich in jene bestimmende Gemeinschaft von Blut und Boden, in jenen unzerreißbaren Zusammenhang schicksalsverbundener Brüderlichkeit hinein, den wir als unser Volk bezeichnen. Und wie wir in unserem leib-geistigen Erbe unser blutmäßiges Deutschsein in uns tragen, so übernehmen wir in unserer Muttersprache alles das, was unsere Eltern und Voreltern bis zu den fernsten Ahnen sprachlich geformt und gedichtet, verändert und abgewandelt, von Fremden übernommen und an eigenem aufgegeben haben. Wir übernehmen in ihr den Schlüssel, der uns den Zugang zu allen Bereichen unseres Daseins als Volk und Nation erschließt: zum deutschen Schrifttum, zur deutschen Wissenschaft, zur deutschen Dichtung und zu jedem einzelnen deutschen Menschen. Ohne die deutsche Sprache wären wir als Deutsche tot.

Dieses kostbare Geschenk, das unendlich viel mehr ist als bloßes Mitteilungswerkzeug — wozu eine stoffabergläubische Irrlehre es stempeln wollte — kommt den einzelnen ungewollt und unbewußt. Eines Tages erwachen wir in seinem Besitz, nach dem wir es schon lange als eine unerschöpfliche Quelle unseres Geistes- und Seelenlebens in uns tragen, und dann erst fangen wir an, es nach Form und Inhalt, Wert und Bedeutung und Wesen wissend und wollend zu begreifen. Wir sehen alsdann die Muttersprache als Sprachgeschichte, als etwas Gewordenes, das ein beträchtliches Stück unserer allgemeinen Volksgeschichte mitverkörpert. In ihren über Jahrtausende zurückliegenden, aber dem wissentschaftlichen Blick noch zugänglichen Ursprüngen erkennen wir sie als Ausdruck jenes Indogermanentums, das die gesamte Welt der abendländischen Kultur und die geistig wertvollsten Teile Altasiens beherrscht und bestimmt. In ihrem Wortschatz entdecken wir noch deutliche Spuren ältester bäuerlicher, vielleicht gar nomadischer Lebensformen, Spuren uralten Gebrauchs von Steinwerkzeugen, dann aber auch Verkörperungen des kulturellen Aufschwungs eigentlich germanischen Gepräges. So verkünden manche Wörter den altgermanischen Heldensinn tragischer Einsatzbereitschaft, zahlreiche andere entspringen der Glanzzeit des mittelhochdeutschen Rittertums, später spiegeln sich in Stil, Wortbildung und Wortwahl die Strömungen der bewußten Sprachgestaltung, der Sprachreinigung, der deutschen Klassik, Wiederbelebung alten, vergessenen Sprachguts bringt die Romantik, aber auch die Entlehnungen aus Fremdem sind kennzeichnend genug; vor allem weisen zahlreiche lateinische Wörter meist technischer Art auf die Berührung mit den Römern, zahlreiche Kirchenwörter auf die Uebernahme des Christentums. Später erschreckt eine Hochflut gelehrter Anleihen durch die Humanisten, vor allem aber, während des Dreißigjährigen Krieges, die sprachliche Ueberfremdung durch die Franzosen, die nationale Verwahrlosung der Alamodezeit. Gleichzeitig beobachten wir aber auch die bewußte Ausbildung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, wozu freilich schon früher, besonders durch Luther, ein wesentlicher Grund gelegt war. Das Wachsen der Schriftsprache begleitet auf Schritt und Tritt das Werden des nationalen Einheitsgedankens, während die Mundarten in ihrer bunten Fülle die Wellenbewegung der lautlichen Veränderung und Abstufung der Sprache, die Siedlungs-, Verwandtschafts- und Verkehrszusammenhänge der Stämme, ihre politischen und kirchlichen Grenzen und Formen, kurz die für Deutschland so kennzeichnende reiche volkliche Gliederung malen. Unser gesamtes Sprachgut mit Erbstoff und Lehnstoff, Laut- und Bedeutungswandel, Schriftsprache und Mundarten ist demnach als Entwicklung nach innen und außen ein untrüglicher, fast darf man sagen: vollkommener Spiegel von Vergangenheit, Werden, Wesen und Gegenwart unseres Volkstums, das sich in ihrem ganzen gegenwärtigen Sosein ausdrückt.

Es bedarf keines Wortes der Begründung, daß dieses: die Muttersprache als Entwicklung, der Pflege wert ist, wohl aber muß bemerkt werden, daß sie die Pflege notwendig macht. Denn diese Erkenntnisse vom Wesen unserer Sprache fallen uns nicht so ohne weiteres in den Schoß, vielmehr muß hier — nicht anders wie bei jedem anderen Zweig der Geschichte — das an sich Unbewußte erst bewußt gemacht werden. Und, wie von jener allgemeinen Geschichte, gilt auch von der Geschichte unserer Muttersprache Goethes Wort:

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben!

Und kein Gebildeter darf sich rühmen, seine Muttersprache ganz zu besitzen, der nicht auch ihrer Geschichte wenigstens einen Hauch verspürt hat.

Sprachpflege bedeutet aber nicht nur Förderung eines geschichtlichen Bewußtseins, sondern auch Bewahrung eines Zustandes, da eben die Sprache selbst nicht nur eine Entwicklung, sondern auch deren greifbares Ergebnis verkörpert. Dieses Ergebnis, die heutige Sprache, offenbart sich als eine mehr oder weniger feste Ordnung, die ein Werkzeug der Mitteilung, des alltäglichen und geistigen Ausdrucks darstellt, etwas verhältnismäßig in sich Geschlossenes, wodurch uns innerhalb unseres Volkstums Verständigung und völkisches Leben und Wirken überhaupt erst möglich werden. Und es ist selbstverständlich, daß dieses Werkzeug, wie jedes andere, auf seinen Träger, der es benutzt, zurückwirkt. Wenn wir daher im Gegensatz zu der steten, unabänderlichen und allseitigen Veränderung der Sprachgeschichte im gegenwärtigen Sprachzustand eine einmalige, unwiederholbare Ordnung klanglicher Ausdrucksmittel sehen, deren Bedeutungen, wenn auch nicht restlos eindeutig, immerhin aber nahezu einfach bestimmbar sind, so ergeben sich auch gegenüber solcher Regelhaftigkeit innerhalb der sprachlichen Ordnung ganz natürliche Pflichten. Schon der Unterricht in der Muttersprache ist ein ebenso selbstverständlicher wie notwendiger Ausdruck dieser Verpflichtung, einer seiner vornehmsten Ziele ist die Sprachrichtigkeit. Aber mit schulmäßiger Pflege allein ist es nicht getan. Denn die Regelmäßigkeit im herrschenden Sprachzustand ist ja keineswegs ausnahmslos. Es ergeben sich fortwährend auch Uneinheitlichkeiten und Unfestigkeiten, Zweifel und Schwanken des Sprachgebrauchs, und berufene Beurteiler unserer Sprache haben hier (wie kürzlich noch der Heidelberger Gelehrte Panzer) offenbare und umfassende, „schon fast der Auflösung nahekommende" Schäden beklagt und nach strengerer sprachlicher Zucht gerufen. Ob wir eine solche durch Nachahmung etwa der ausländischen „Akademien", durch ein Sprachamt oder wie immer zu erreichen suchen, mag hier beiseite bleiben, sicher ist: daß sich der Sprachpflege in dieser Richtung ganz außerordentlich wichtige und entscheidungsschwere Aufgaben bieten! In der Tat ist die Entscheidung keineswegs leicht. Einerseits läuft man Gefahr, durch allzu große Straffheit, die unbedingt erforderliche Bewegungsfreiheit der Sprache zu unterbinden und sie den lebendigen Quellen ihrer inneren Erneuerung, vor allem den Mundarten, zu entfremden, andererseits könnte ein Zuwenig Zuchtlosigkeit und Verfall bedeuten. Hier hat also die Sprachpflege den natürlichen Mittelweg zwischen Gesetz und Freiheit zu finden, da die Gesetzlosigkeit die Ordnung zerstören, kleinliche Schulmeisterei aber die schöpferische Entfaltung abschnüren würde. Sprache als Entwicklung sehen wir allseitig wandelbar, von der Sprache als Zustand aus gesehen ist, wie Schuchardt sich ausgedrückt hat, „jede wirkliche Sprachneuerung eigentlich ein grober Sprachfehler". Die Lösung dieser Schwierigkeit muß daher für die bewußte Sprachpflege in erster Linie in einer allgemeinen Geisteszucht liegen, die sich dann weniger in Einzelregelungen als vielmehr in großen Linien der Spracherhaltung und Sprachentwicklung gleichermaßen auswirkt. Daß wir aber das Rechte nicht verfehlen, ist um so zwingender, als es keineswegs gleichgültig ist, ob wir unseren Kindern, d. h. dem künftigen Deutschland, eine zuchtvolle oder fahrige, eine gestaltungsfreudige oder gefesselte, eine klangschöne oder dürre, eine bildkräftige oder lebensarme, eine erhabene oder gewöhnliche Sprache hinterlassen. Wie auf anderen Lebensgebieten gelte also auch der bewußten Sprachpflege das Ziel jener Ausgeglichenheit, die nicht ängstliches Ausweichen vor der Entscheidung sein darf:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.

Ueber eines aber muß sich jegliche Sprachpflege klar sein: daß es in einer Frage keinen Ausgleich gibt, in der Sprachreinheit! Und leider ist auch auf diesem Gebiet immer noch allzu viel zu tun! War unsere Muttersprache doch zeitweise von Fremdstoff geradezu überschwemmt, hat es doch Zeiten des nationalen Tiefstandes bei uns gegeben, da mehr französische als deutsche Bücher in unserem Vaterlande gedruckt wurden, und wie unsere Muttersprache dabei abschnitt, erhellt daraus, daß unsere Fremdwörterbücher auch heute noch bis zu 125 000 Wortanleihen aus dem Auslande zu verzeichnen haben! Gewiß ist hier erfreulicherweise schon viel gearbeitet und gebessert worden, aber immer noch gibt es jene Unentwegten, die ihre „Bildung" dadurch glauben beweisen zu müssen, daß sie sich so „distinguiert" wie möglich ausdrücken, indem sie sich mit sprachlichem Flitterkram behängen, der zu deutschem Wesen schon deswegen nicht paßt, weil er ein auffälliger Ausdruck des volksfremden, ja, volksfeindlichen Klassendünkels ist und der dazu noch meist einer deutschfeindlichen Welt entstammt. Was aber — innerhalb des Sprachlichen selbst — die Fremdwortsucht so unerträglich macht, ist der Umstand, daß jedes gebrauchte Fremdwort die Weiterbildung ererbten germanischen Sprachgutes irgendwo hemmt und also auf die Dauer und in der Häufigkeit sich sprachzerstörend auswirkt. Dieses ganz ausnahmslos und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu vermeiden, ist um der Gesamtsprache und ihrer Werte und um der gesamten Zukunft des deutschen Volkes willen unerläßlich.

Sprachgeschichte, Sprachrichtigkeit, Sprachreinheit, Sprachfreiheit — eine Fülle von Werten, Aufgaben und Schwierigkeiten! Gegebenenfalls aber auch eine Ueberfülle des reichsten Segens für die Selbständigkeit, Kraft und Schönheit unseres Volkstums!

Nächtiges Heidelberg

Schwarz ruht von Silberlicht durchblinkt die Flut.
So geisterruhig steh'n der Berge Kuppen,
Die still das volle Mondlicht überscheitelt.
Gespenstig starrt rings aus dem Straßendunkel
Der Universität linearer Bau.

Im grauen Schein steh'n düster, steil gereiht
Die Fenster eines Saals wie stolze Puppen,
Nachtschwarzes Dach die Glieder überscheitelt.
Es flimmert Straß- und Häuserlichtgefunkel.
Zum Heiligenberg schritt ich zur Sternenschau.

Hans Herbert Reeder

Bauer und Dichter zur Buchwoche

Begegnung mit Hans Friedrich Blunck

Mißmutig hoppelt unser kleiner Wagen durch die ostholsteinische Landschaft, die uns vom Sommer her in so schöner und lieblicher Erinnerung ist. Aber heute schleppen sich die Wolken wie müde Riesen über die Hügel, ein feiner Sprühregen legt sich auf die Schutzscheiben und vor uns glänzt im Weg die lehmige Spur der Rübenwagen. Unser Ziel liegt unten im Tal: Das Dorf, in dem Hans Friedrich Blunck auf seinem Bauernhof wohnt. Die Aussicht auf ein gemütliches Verschnaufen im Krug läßt uns Schlaglöcher und „Rübenspuren" bald vergessen.

Bei einem steifen Grog trösten wir uns über das unfreundliche Wetter und freuen uns über die Gesellschaft, die allmählich das Gastzimmer füllt. Da kommen die jungen, kräftigen Bauernsöhne, die Siedler und Handwerker. Man muß als Städter unwillkürlich seine Freude an den frischen, hochgewachsenen Gestalten haben. Welche Aufgeschlossenheit in den Gesichtern und welcher Stolz in der Haltung!

Aber auf einmal steht auch der im Zimmer, den wir auf seinem Erbhof besuchen wollten, — der Dichter Hans Friedrich Blunck. Hängt seine Flinte an den Haken und und ist nach rascher Begrüßung, ohne daß wir Zeit finden, unser Kommen zu erklären, in ein fröhliches Gespräch mit den Nachbarn verstrickt. Ehrlich gesagt, wir staunen doch etwas: Um Roggen und Viehzucht geht das Gespräch mit einer Sachkenntnis, daß wir unwillkürlich nach einem würdigen Zug im Gesicht des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer suchen.

Unversehens ist das Gespräch abgeglitten. Der junge Bauernführer fragt nach Berlin und nach Neuigkeiten.

„Von der Buchwoche habe ich gelesen. Ist es wirklich so wichtig mit unsern Büchern?"

„Ihr wißt", wendet sich Blunck an den Kreis, „daß die Dorfbüchereien mein Lieblingskind sind und daß ich auch in jedes Arbeitslager und in jede SA-Bücherei das Beste hineinwünsche, das die Dichter ihrer Nation gegeben haben. Ich meine, wir haben jetzt endgültig die beiden Schichten überwunden, in die das Volk bisher zerfiel. Wir wollen Schluß machen mit dem Vorrecht einer kleinen Gruppe, die allein glaubte, mit dem Buch ihr Leben füllen zu dürfen. Dem ganzen Volk, dem Arbeiter, dem Bauern und Handwerker, jedermann wollen wir es wieder zugänglich machen. Ich sehe das als einen Auftrag der Zeit an uns an. Wenn sie wirklich Bekehrung sein soll, so müssen wir das deutsche Buch auch denen wiedergeben, die in der Zeit des überwundenen Standesdünkels abseits der Kultur ihres Volkes stehen mußten."

„Ich hätte wohl mehr lernen mögen", fällt die Stimme eines jungen Bauern dazwischen. „Aber weiß man heute, was man lesen soll?"

„Doch, das weiß man. Wenn wir eine echte Gemeinschaft aufrichten wollen, muß das ganze Volk künftig teilhaben am geistigen Schaffen der Nation. Wir wollen grade auch den Mann der Handarbeit zu uns ziehen, damit er die Einheit des Volkes in einem guten, lehrenden und vor allen Dingen auch unterhaltenden Buch findet. Bücher müssen es sein, die grade gut genug sind, daß die Menge der Landsleute und Volksgenossen sie auch wirklich liest. Wie ist es doch? Ein gutes Buch von Heimat, Liebe und von starken Menschen, von den großen Gezeiten unserer Geschichte und Urgeschichte läßt uns tief in den Brunnen deutschen Schicksals schauen. Sorgen und Mühen des Alltags mögen uns noch so stark anpacken, das innere Erlebnis des guten Buches tragen wir oft tagelang mit uns und fühlen, daß es unsere Arbeitskraft stärkt. Möchten doch in der kommenden Buchwoche alle, die abseits standen, wieder lesen lernen und sich freuen am Schatz deutschen Erbes."

Eine nachdenkliche Stille trat ein. Das Wort des Dichters klang noch lange im Raum, und als wir ihn später heimbegleiteten, war unser Vorhaben eigentlich erfüllt. Niemand konnte es einfacher den Volksgenossen sagen: Deshalb also, um die Gemeinschaft neu zu besiegeln, die Woche des deutschen Buches!

Neue Wege zu alter deutscher Kunst

Eine Buchbesprechung / Von Dr. Karl Preisendanz

Wenn bis heute unsere Kenntnis altschwäbischer Kunst und ihre Meister für die Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts so sehr im Argen lag, rührte dieser allzuoft fühlbare Mangel von der Unlust der Kunsthistoriker her, in die verstaubten und nicht selten schwer zugänglichen Archivbestände der kleinen und großen Orte Südwestdeutschlands einzudringen. Eine in der Tat auch höchst mühselige und zeitraubende Arbeit, Tausende und aber Tausende von Akten und Urkunden, von Protokoll-, Zins- und Steuerbüchern Blatt um Blatt durchzugehen, um schließlich da und dort auf Notizen zu stoßen, die sich irgendwie, meist in sehr prosaischer Umgebung versteckt, auf Kunst und Künstler, Kunsthandwerk und Kunsthandwerker beziehen. All das, es mag aus reinem Zufall oder aus bestimmter Absicht künstlerische Dinge berühren, bildet doch zahlenmäßig nur einen winzigen Bruchteil der Gesamtmasse des zu überprüfenden archivalischen Materials!

Wie schlecht niedergeschrieben, wie schwer zu entziffern, ja zu enträtseln nicht selten die Ueberlieferungen gerade des 14. bis 17. Jahrhunderts auf uns gekommen sind, das weiß jeder Kundige, und nur das vielgeübte Auge des erfahrenen Fachmanns vermag mit einiger Schnelligkeit sicher und verlässig das Wichtigste aus der verwirrenden Fülle des unendlichen Wustes zu erkennen und festzuhalten oder — wie Hans Rott im Vorwort des neuen Bandes seiner „Quellen und Forschungen"*) gut sagt — spürhundmäßig die Fährte im Dickicht zu finden.

Da es nun wirklich keine kleine Sache bedeutet, alle diese archivalischen Quellen zweier Jahrhunderte systematisch durchzuarbeiten, hat sich Hans Rott, der hochverdiente Neubegründer und Leiter des Badischen Landesmuseums, entschlossen, auf einmal ganzes Werk zu tun, und so zog er aus der Ueberfülle des handschriftlichen Stoffes in den Archiven südwestdeutscher Städte und Städtchen alles aus, was überhaupt für die künstlerische und kunsthandwerkliche Tätigkeit jener Zeiten in Frage kommen konnte. Nicht nur malende und bildende Künstler höheren Grades, nein, auch Meister des Kunsthandwerks, Goldschmiede, Bossierer, Wappenmaler, Bildschnitzer, Glasmaler, Vergolder und Stukkateure wurden mit gleicher Sorgfältigkeit erfaßt, um dann in kunstgeschichtlich geordneten Zusammenhang gebracht zu werden — so dürfte man in H. Rotts neuestem Werk alles ermittelt finden, was auch nur auf einige Bedeutung für die Erkenntnis kunstsinniger und kunstfreundlicher Betätigung im Raum des altschwäbischen Landes Anspruch erheben könnte.

Das Werk liefert aber gleichzeitig durch die Art dieser Gesamterfassung kunstgeschichtlichen Materials auch der Kulturgeschichte eine Unmenge kleiner Notizen, die sich auf die sozialen Verhältnisse und Zustände im Leben der Städte beziehen; so reden die Preise nicht allein für Herstellung, sondern auch die für Beiführen und Aufstellen von Kunstwerken aller Art eine gleich deutliche Sprache für die finanzielle Lage der Zeitläufte, wie die Nachrichten von gewaltsam hervorgerufenen Verlusten für die geistige Einstellung der Epochen zeugen.

Es sind eigentlich zwei Bücher, die H. Rott jetzt in einem umfänglichen Band vorlegt, und beide haben ihren eigenen persönlichen Wert und Reiz für den Leser und Nacharbeiter. In anregenden Wanderungen durchs traditionenreiche Kulturgebiet der altschwäbischen Städte gibt der erste Teil eine zusammenhängende Geschichte der Kunstbetätigung so bedeutsamer ehemaliger Reichsstädte wie Ulm, Nördlingen und Stuttgart, und wir beklagen mit H. Rott das verhängnisvolle Fehlen der archivalischen Quellen gerade für den Ort, von dem wir Nachrichten über Kunst und Kunsthandwerk mit besonderer Begierde erwarten: Ulm. Aber — „es ist fast tragisch zu nennen, wenn der vaterländisch gesinnte Kunstfreund angesichts des nahezu ausgeleerten Münsters" (nicht weniger als 52 Münsteraltäre fielen einst unter dem vernichtenden Fortschrittswahn einer fanatisch-kirchlichen Zeit!) „an die örtlichen kunstgeschichtlichen Quellen der ehedem kunst- und handelsberühmten Reichsstadt heranteten will und alsbald die Feststellung machen muß, daß in ihrem Archiv fast sämtliche Steuerlisten während der letzten 150 Jahre vernichtet, daß keine Protokollbände vor Beginn des 16. Jahrhunderts vorhanden sind, und daß nur wenige Gerichts- und Kontraktenprotokolle in die Gegenwart herübergerettet wurden. Umso erfreulicher, daß es dennoch dem Spürsinn H. Rotts geglückt ist, eine große Menge neuer Nachrichten über Ulmer Kunst überallher zu gewinnen; eine Fülle biographischer Notizen führt in die persönlichen, vor allem finanziellen Verhältnisse der Ulmer Künstler und Kunsthandwerker intim hinein. Daß H. Rott eine Liste von gegen 300 Goldschmieden aus zwei Jahrhunderten zusammenstellen konnte, zeugt sinnfällig für das Finderglück des Forschers.

Aber nicht anders steht es um die übrigen Teile und Abschnitte des Buches, die den Orten zwischen Donau und Allgäu, am obern und untern Neckar in eingehenden Untersuchungen gewidmet sind: fast jede Seite bringt hier neues Material zur Bereicherung und Berichtigung unsrer bisherigen Kenntnisse auf diesem ebenso reizvollen wie bisher schwer zugänglichen Gebiet. Und nicht zuletzt wird die Ermittlung von Kunst und Künstlern in der Baar die lebhafteste Teilnahme gerade des badischen Lesers finden: ein wie fruchtbares Absatzgebiet Donaueschingen und Villingen im 15. und 16. Jahrhundert für Maler, Bildhauer und Meister der Kleinkunst bildeten, das können die Reste gegenständlicher und schriftlicher Dokumente plastisch beweisen, die H. Rott zusammengesucht und in sinnvollem Zusammenhang besprochen hat. Mit besonderem Interesse liest man hier die urkundlichen Zeugnisse, die Kaiser Rudolfs II. eifrige Bemühungen um Erwerb des Isenheimer Grünewald-Altars durch Vermittlung des Grafen Albrecht von Fürstenberg belegen (1597), und nicht ohne Neugierde wird man sich die Zunftordnung der Villinger Maler und Bildhauer von 1596 und 1603 zu Gemüt führen; enthält sie doch eine Fülle interessanter Einzelbestimmungen.

Sie findet man wie alle sachlichen Nachweise im zweiten Hauptteil des Bandes, in den „kunstgeschichtlichen Quellen". Sie teilen in originalgetreuer Abschrift die ungezählten Auszüge mit, die H. Rott in den von ihm besuchten Archiven und Bibliotheken aus allen möglichen handschriftlichen archivalischen Materialien gemacht hat. Welche Mühe des Suchens und Findens, des Lesens und Abschreibens und sinngemäßen Zusammenstellens hinter diesen, jetzt leicht und bequem zugänglichen Stoffsammlung liegt, das mag jeder selbst beurteilen, der einen Blick nur auf eine Seite dieses Schatzbehälters kunstgeschichtlicher Quellen wirft!

Die ganze Fruchtbarkeit und Reichhaltigkeit des an neuen Ergebnissen übervollen Werkes läßt sich aber gewissermaßen statistisch überschauen an den 70 enggedruckten Spalten eines Personen- und Ortsverzeichnisses, das G. Rommel-Karlsruhe dem Band mitgegeben hat. Ein Anhang, der diesem Buch geradezu unentbehrlich ist; denn erst mit seiner Hilfe kann die auf allen Seiten aufgestapelte Menge des sachlichen Nachrichtenmaterials so recht ausgewertet und praktisch ausgenützt werden. Viel Energie gehört zu konsequenten, bis ins Letzte dringenden Durchführung eines derartigen Registers, das nicht etwa mechanisch hergestellt, sondern aus lebendiger Mitarbeit heraus geboren sein will, soll es nicht toter Schematismus bleiben. Und diese Voraussetzung tätigen Mitschaffens ist bei G. Rommels Verzeichnis vollkommen erfüllt: es erhöht den wissenschaftlichen und praktischen Wert des Werkes in jedem Punkte gerechter Anforderungen, die Fachmann und Laienleser an solche Arbeiten der Selbstverleugnung und Entsagung zu stellen gewohnt sind.

Wenn das neue Werk von H. Rott durch den Verlag in so ansprechender Aufmachung, durch eine so erfreuliche Fülle ausgezeichneter Wiedergaben von Kunstwerken der behandelten Jahrhunderte bereichert, herausgebracht werden konnte, so war das nur möglich durch die Opferwilligkeit der Regierungen Badens und Württembergs und durch pekuniäre Zuschüsse der Städte Ulm, Memmingen und Nördlingen; sie alle haben den Arbeiten H. Rotts ihr volles Verständnis zugebracht, das seine Forschungen auch restlos verdienen. Denn, was an dieser Stelle schon für den ersten Teil der „Quellen und Forschungen" ausgesprochen wurde,*) es gilt auch für den zweiten Teil ohne Vorbehalt: Der Stoff des Werkes, die Fundgebiete seiner Materie und die ebenso sorgliche wie glanzvolle Art ihrer Behandlung sichern dem Unternehmen H. Rotts nicht nur hohe künstlerische und kunsthistorische Bedeutung. Mehr: sie bestimmen es von vornherein als ein bodenständig-völkisches und wahrhaft nationales, vaterländisches Werk, das in unsere Zeit und ihre Bedürfnisse geradezu hineingeboren scheint.

*) Hans Rott, Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im 15. und 16. Jahrhundert. II.: Alt-Schwaben und die Reichsstädte. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1934.

*) Vgl. Rasse und Volk 1933 Nr. 19.

Haugh im Wolde

Von Emil Strauß

Mit Erlaubnis des Verlages Langen und Müller, München, veröffentlichen wir im folgenden ein Kapitel aus dem neuen Roman von Emil Strauß „Das Riesenspielzeug“. Die Szene spielt in dem vom Dichter so geliebten oberrheinischen Wald.

Aber noch ehe er hinaufkam und ohne daß er, zu Boden blickend, es beachtet hätte, war oben hinter dem Wald eine Wolke lichter und wie ein wogender Silberdunst geworden, eine blaßsilberne Kreisscheibe hatte sich vorgedrängt, ein kleiner Mond hatte den Wolkenschleier vollends weggeglüht und aufgezogen und brannte nun als Sonne aus einer geräumigen blauen Himmelsbucht von fließenden Grenzen herunter, so daß Haugh erstaunt aufschaute, sich in der plötzlich so unbegreiflich reichen Welt von Licht umdrehte, silberne Wellen über die grünen Waldkuppen herunterfließen, auf allen Blättern leuchten und aus allen Tropfen blitzen sah. Er hielt einen Augenblick still, wie unter einem wunderbaren Regen, dann lächelte er herb und sagte: „Da sitze ich in meinem Trichter, und so viel Licht und Wunder der Trichter auffängt und mir zuführt, alles vergeht in mir und wird dunkel, — auch ein Wunder!“

Und wie nun so still die Bäume sich um ihn bewegten, die einen schnell, die andern langsam, und die Luft, deren Stille bisher nur ab und zu von einem Hundegebell oder Hahnenschrei gestört wurde, nun plötzlich von unzähligen Vogelstimmen mit einer seligen Unruhe erfüllt und gestillt war, wie nun die schrägen Sonnenlichtbahnen als geheimnisvolle Silberschleier da und dort zwischen den Bäumen hingen, daß die nassen Stämme umso mehr dunkelten oder wie Lichtsäulen leuchteten, daß da und dort ein Baum oder Busch sich unter dem Guß der Sonne schwer zu biegen schien, daß allenthalben Funken aufglühten, gelb, grün, rot, braun blitzten und zitterten, und sein Weg und sein Schritt, ohne zu stören, dieses zauberische Leben durchschritt, da fühlte er sich auf einmal ruhig, ungestört und unstörbar abgeschieden, und es war ihm, als sähe er in sich hinein wie in eine Wunde, die er zu sondieren habe, er stand still und sagte leise: alles andere ist nebensächlich; ob der mich totschießt, oder ich ihn, — wer fällt, hat das Seine getan und hat für dieses Mal seine Form gefunden; aber — das Ehrengericht — über das komme ich noch nicht hinweg, dafür fehlt mir der Sprungstock. Es richtet zwar nicht über mich, es bestimmt nur, ob Grund zum Schießen vorliegt, und es ist überhaupt nur ein Schein; aber — und wenn es heute nachmittag gar nicht stattfände, es tagt jetzt schon seit Wochen, und wenn morgen die Schüsse gewechselt sind, wird das Gericht dann gerichtet haben? ausgetagt haben? Epiktet sagt: Memnäso hoti hypocritäs ei dramatos hoion an thellä ho didaskalos — bedenke, du bist Schauspieler eines Stückes, für das der Spielleiter dich auswählt. Und: Son tut estin, to dothen hypokrinasthai prosopon callos, ekklexasthai auto allu — deine Sache ist es, die übertragene Rolle schön darzustellen; sie für dich auszuwählen, ist eines Anderen Sache!

Meine Rolle wäre demnach, meine Jugend strebsam, bildsam, auf dem keineswegs bequemen Wege nach anständigen Zielen, ehrlicher Selbstgestaltung streng und sauber zu verbringen, eine gewisse Selbstbeherrschung und ein Vertrauen in mich selbst, in meine Antriebe und Kräfte zu erreichen und gerade in dem Augenblicke, wo ich mich inniger und ernster, behutsamer und mutiger als je um die Entdeckung meines eigentlichen Wesens und Müssens, meiner Quellbahn, meiner Einfügung und Verwachsung mit unserem Volke und seiner Zukunft bemühe, von einer kleinen Eva, die mir ganz fremd ist, so ganz und gar mir selbst, meiner Idee, meinem Traum, meinem Stolz, ja, meiner Eitelkeit, meiner Reinlichkeit, meinem Geschmack entrissen und entrückt zu werden, daß ich in geradezu prähistorischer Art Liebesrausch begehe, und mich dafür nur totschießen lasse oder einen Anderen, den ich noch garnicht kenne, totschieße. Das wäre also die Rolle, die mir der Spielleiter Epiktet ausgewählt hat, und meine Sache wäre nur, sie schön zu spielen, callos hypocrinasthai. Nun aber verstehe ich die Rolle nicht, kann mich nicht hineinfühlen, nicht hineindenken, — wie soll ich sie spielen? Der Theatermann hat falsch gewählt. Muß ich sie trotzdem spielen, tant bien que mal? weil das Stück nun einmal so läuft? Vielleicht ist es so; aber diese Notwendigkeit genügt mir nicht. Dann könnte ich ebenso zu dem schwarzen Männchen in die Kirche gehen, der würde mir sagen: du hast gesündigt, tu Buße und sündige hinfort nicht mehr, dann wird dir die Sünde vergeben! — und das genügt mir auch nicht; der Schwarze würde sagen: wegen menschlicher Eitelkeit und Ueberhebung, und dasselbe sagt der Stoiker. Und beide sind im Grunde Kyniker.

Er trat im Bedürfnis nach noch mehr Ruhe und Stille unter eine hohe Esche und lehnte sich an den lehmgrauen Stamm. Etwa zehn Schritte vor ihm blitzte an einem Blatt ein Tropfen in grüner Glut und etwas fünfzig Schritt entfernt fiel eine silberne Sonnenlichtbahn von rechts herab in den Wald, und weiterhin andere. Haugh starrte in den hellgrünen Brand des Wassertropfens und zugleich in den dreieckigen Silberlichtflor weit dahinter, der wie Nebel alle Farben aufzehrte, und er dachte: wenn ich aber die Rolle richtig spiele — wer weiß das? Ich oder der Zuschauer? — dann bin ich die Rolle, dann bringe ich sie — vielleicht ganz unverlangt — in das Spiel — und daß ich sie nicht verstehe — mich nicht in ihr begreife, ist vielleicht der tiefste Ausdruck, die Wahrheit meiner Rolle.

Er starrte über den grün funkelnden Tropfen hinweg in den Lichtschleier, sah einen Vogel in den Schein hineinfliegen, in ihm zu Schatten werden und als Vogel ihn wieder verlassen, sah die Glanzschicht sachte weiter rücken und einen Laubast, der hinter ihr ein Schatten gewesen war, als grüne Blätterwolke wieder freigeben, er sah, fühlte, lebte es, machte es sich aber nicht bewußt, er dachte: würden mich Vater und Mutter erkennen in dieser Rolle?

Aber dann geschah, als hätte sein Auge dort etwas aufgerührt, eine Bewegung in der Ferne, und nun gewahrte er ein Reh — dort aus dem Gebüsch vortreten — und durch das Waldesdämmer her schreiten — und auf eine Lichtdunstwand zu — seinen Körper verlieren und fast zugleich, in den durchstrahlten Raum eingetreten, in klarster Farbe, Rundung und Zierlichkeit sich bewegen — und hinter ihm eins, zwei, drei andere — und aus der Grelle wieder in grüne Dämmerung vortreten und näher kommen, durch einen schattengleichen Augenblick wieder aufleuchten in dem vordersten Strahlenfall und heraustreten mit den zarten Beinen und zwanzig Schritt vor ihm stehen bleiben, den Kopf heben, mit den dunkel glänzenden feuchten Nüstern zucken, sich herumwerfen und hinter dem nächsten Busch verschwinden, eines nach dem anderen.

Der junge Mann hatte entzückt und bange still gehalten, kaum geatmet und rührte sich noch nicht, da schon kein Knacken und Rauschen im Gebüsch mehr zu hören war, es wurde unter dem Klanghimmel der Vogelstimmen zauberhaft still und licht wie vorher, nur der grüne Tropfen, der vorhin, als das Tier zehn Schritte dahinter gehalten und gewittert hatte, über ihm leuchtete, der glühte jetzt rot.

Dem Haugh war wie im Traum, und ohne es zu wollen, ging er vorwärts an dem roten Tropfen vorbei zu der Stelle, wo das Reh gehalten, und weiter und trat in den Lichtguß, der durch die Wipfellücke herabströmte, und sah, an sich hinunterblickend, sich heller beleuchtet, und ging weiter und in den Schatten und fühlte wenig Unterschied, schritt noch einmal durch den strahlenden Dunst und dachte: wo ist nun das Schattenbild? — kehrte unter seine Esche zurück, blickte wieder nach dem Tropfen, und er blitzte blau. Das ernüchterte ihn, und in die Bäume hinauf schauend und Blau suchend sagte er: einerlei! Heute nachmittag bekommt der Mann aus dem Neandertal oder vom Keßler Loch die Erlaubnis, mit der Knallbüchse zu beweisen, daß er doch zivilisiert ist. Meine Rolle ist mir noch nicht klar, und eher möchte ich nicht abkratzen; also muß ich meinen ersten Schuß so tun, daß der Gegner nicht zum Schuß kommt; — ein Streifschuß an den Arm täte es. — Er mußte über diese Aufgabe schwer stöhnen.

Er zog den Revolver, den er seit vorgestern für eine solche Gelegenheit in der Tasche trug, suchte sich einen Zweig als Ziel und einen Stamm dahinter als Kugelfang, faßte das Ziel ins Auge, hob den Arm, ließ ihn in Streckage sinken und schoß. Ein roher Knall zerriß die Stille, der Zweig fiel, der Einschlag war am Baum sichtbar, und der Schütze sprach: wenn ich morgen so schieße, habe ich noch Zeit, mir über den Fall klar zu werden. — Er warf die verschossene Patronenhülse aus dem Revolver und steckte ihn ein, sah noch schnuppernd das Pulverwölkchen in der Luft schweben und ging weiter, — weiter, bis er fernes Geläute vernahm, an die Frauen dachte, und den Weg zur Kirche zurück suchte.

Der Dombaumeister / Von Margot Boger

Aus dem neuen Buch von Margot Boger „Der Dom“. Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh.

Sie sprachen vom Dombaumeister. Und während sie flüsterten und ihre liebende Besorgnis um den Verehrten unruhevoll ausdrückten, kam der, von dem die Rede ging, langsam auf uns zu: ein mittelgroßer schmächtiger Mann, in einen grauroten Tuchmantel gehüllt, der mit rotem Pelz verbrämt war.

Lautlos kam er näher, ein unkörperlicher Mensch mit brennenden Augen, die nicht nach außen, sondern nach innen blickten und doch alles sahen. Langes dünnes Haar wehte fein von den eingesunkenen Schläfen. Es hatte die Farbe verwelkten Eichenlaubes, fahl und leuchtend zugleich. Das Gesicht dünkte mich grau, zerarbeitet und in sich zerrissen. Und die seltsam hellen Augen erinnerten mich an einen Sperber, der, vom ewigen Himmelslicht geblendet, hoch im Hellen schwebt. Um den feinen Mund spielte ein krankes Lächeln. Die letzten Schritte machte der Dombaumeister zögernd, als kehrte er lieber wieder um. Dann stand er vor den Werkleuten, zog den Mantel fröstelnd fester um sich und sagte hastig: „Ihr müßt noch immer ein wenig Geduld haben, Brüder! Die Pläne sind auch heute nicht vollendet worden!“ Etwas wie leise Verzweiflung schwang in den letzten Worten, denen ein bedrücktes Schweigen folgte.

Der Dombaumeister Hieronymus stand eine Weile in Gedanken versunken stumm zwischen den Werkleuten. Es schien so, als hätte er sie vergessen. Dann wandte er sich jäh dem nächsten zu, lächelte mit unsagbarer Anmut und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Laßt sehen, was ihr heute geschafft habt, Brüder!“ sagte er sanft. Ich aber konnte keinen Blick von dem berühmten Mann lassen, den ich heute zum ersten Male sah.

Der Dombaumeister schien von zarter Gestalt. Aber alle seine Bewegungen waren von zäher Gestrafftheit und drückten einen gesammelten Willen aus. Seine schmalen feinen Hände griffen fest zu. Mit gestaltender Hingabe tasteten seine Finger leicht über die Rundung eines Säulenschaftes, über die Härte einer scharfen Kante und die schöne Schwingung eines Kapitells, als ginge er Lebendig-Gewachsenem nach. Die Werkleute blickten aufmerksam auf diese gleitenden Hände, die vor ihnen ein Wissen um die letzte Schönheit der Form erschufen und das Fehlende offenbarten. Das alles geschah ohne Hast, fast wortlos, und jedesmal hingegeben wie an das einzig Wichtige. Sich plötzlich zum Gehen wendend, warf der Baumeister schnell hin: „Kommt heute abend zu mir herauf, Werkbrüder! Ihr sollt die Pläne sehen und eure Meinung sagen!“ Ein inbrünstiges Atmen jedes einzelnen antwortete ihm dankbar. Ich aber ging in einigem Abstand hinter dem Dombaumeister her. Er zog mich an wie die Erde den Mond. Nach wenigen Augenblicken blieb er stehen, lehnte sich an einen Steinblock und starrte auf den Dom, über dem noch immer der feine Goldstaub des sinkenden Lichtes lag.

Warum sah er so glücklos aus? Er, der Schöpfer dieses gigantischen Wunderbaues? Wie es in dem ernsten Gesicht gewaltig arbeitete! Wie die hellen Sperberaugen spähend über die Portalfassade glitten, hin und her schweiften, maßen und bauten! Meine Augen irrten andächtig zwischen dem rotglühenden Dom und dem grauen Antlitz seines Erbauers hin und her. Ich erahnte Unsägliches, das ich damals mit keinem Wort hätte ausdrücken können.

Der herrlichen Fassade organisch gewachsene Gefügtheit offenbarte sich mir, die ein großes Gesetz in sich barg, dem sein Schöpfer treu bleiben mußte, indem sich der Bau vollendete. Da war nirgends Willkür. Ein leidvolles Ringen um Erkenntnis des verborgenen Gesetzes schien den Dombaumeister zu erfüllen. Ueberwältigt versenkte ich mich in das steinerne Bild. Nie zuvor hatte ich feierlicher empfunden. Wie war es möglich, aus dem harten Stein solche blühende, rankende, ragende Lebendigkeit zu gestalten? Durchsichtiges Stabwerk wuchs kerzenschlank empor. Ueber dem Hauptportal drehte sich die riesige Rosette: Kreis, Rad, schwingende Blüte, Sonnenblume, aus vielen Blättern gefügt, die sich im Fruchtboden vereinigten. Wie ein weit offenes Gottesauge hing sie im Zentrum der Fassade hoch über der Mitteltür, auf der Spitze eines Dreiecks schwebend, das im Winkel die Taube barg. Aber was sagen meine armen Worte! Diese große Masse, aufgelöst in die heiligen Grundformen der Geometrie: Kreis und Dreieck, mit allem Lebendigen gefüllt: der thronenden Jungfrau, den Propheten, Aposteln und Heiligen, den Königen der Welt und dem Getier, sowohl dem Löwen wie der Schnecke, von Blättern und Blüten umrankt — diese große harmonisch gefügte Masse der Vielheit besaß die Leichtigkeit eines Traumgebildes. Wie war es möglich, dieses Wunderbare aus hartem Stein zu bilden? Wieviel Inbrunst der Seele, wieviel Andacht der Hände gehörte dazu, um es zu gestalten! Das alles erfuhr ich als dumpfe Erkenntnis im Blick des Dombaumeisters, der seine Augen über das flache Dach emporgerichtet hielt und die unsichtbaren Türme träumte. Immer wieder stieg er langsam vom Grunde auf, als müßte es ihm gelingen, eine nicht vorhandene höchste Spitze zu erreichen — aber unterwegs sank er schwindelnd herab wie ein ermüdeter Vogel, dem die Schwingen erlahmen. Ein gramvoller Schatten fiel auf das graue Gesicht, das mich unvergleichlich schön und edel dünkte.

Paul Alverdes: Wie die Freiwilligen starben

Für eine Langemarckfeier schrieb Paul Alverdes, der Kriegsfreiwillige vom August 1914, das Hörspiel „Die Freiwilligen“, das eben in der „Kleinen Bücherei“ erscheint. Mit Erlaubnis des Verlages Albert Langen/Georg Müller. München, bringen wir daraus die ergreifende letzte Szene zum Abdruck.

— Schlachtfeld — Nacht —

Füsilier Krause: Herr Leutnant ... Herr Leutnant ...

Leutnant: Wer ist denn das? Was ist denn los? Sind Sie das, Krause?

Füsilier Krause: Füsilier Krause, jawohl Herr Leutnant.

Leutnant: Ich bin wohl eingedufelt hier, was?

Füsilier Krause: Jawohl, Herr Leutnant. Ich dachte schon, Herrn Leutnant hätte es auch noch geholt. Herr Leutnant, da ist von links gerufen worden, daß alles in Gruppen einzeln zurückgehen soll. Es schießt auch nicht mehr.

Leutnant: Wie lange ist das her?

Füsilier Krause: Das ist wohl so eine Stunde oder zwei, daß die aufgehört haben, die Brüder.

Leutnant: Wer liegt denn noch alles hier? Ach so, das ist ja der letzte von den braven Jungen, die mit ganz vorne gewesen sind. Krause, uns hat es übriggelassen für heute.

Füsilier Krause: Jawohl, Herr Leutnant. Vielleicht kriegen wir von allem, was vom zweiten Zug hier vorne liegt, noch so zwei oder drei Gruppen zusammen.

Leutnant: Zweiter Zug, mal herhören: Es wird jetzt einzeln zurückgegangen, Richtung auf den Waldrand, links von der großen Straße. Ungefähr da, wo wir heute morgen ausgeschwärmt sind. Verwundete werden nach Möglichkeit zurückgetragen. Was tot ist, kann nicht mitgenommen werden.

Stimme: Hier vorne ist alles tot, Herr Leutnant.

Leutnant: Von links einzeln zurückgehen.

Stimme: Von links einzeln zurück.

Leutnant: Ich selbst gehe mit Füsilier Krause als letzter. So, Krause, kommen Sie einmal her. Nehmen Sie mal hier die Erkennungsmarken und hier die Bänder nehmen Sie auch mit.

Na dann adieu, lieber tapferer Junge, komm, gib mir noch einmal die Hand, wir lassen dich nicht lange allein, da darfst du dich fest drauf verlassen, wir kommen wieder hierher, hörst du, das verspricht dir dein Leutnant. Das war nicht deine Schuld, daß wir hier abgeschmiert worden sind, das war nicht eure Schuld, Jungens.

Füsilier Krause: Wenn Herr Leutnant die Bemerkung gestatten, die sind ja vorgegangen wie die Aktiven, wie die gedienten Leute sind die ja rangegangen, Herr Leutnant. Herr Leutnant, das kann der Krause sein Leben lang nie mehr vergessen. Da macht er Ehrenbezeugung durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung.

Leutnant: Ja, dann müssen wir ja wohl. Adieu Werner. Adieu Voß. Adieu Wichtermann. Adieu Heinrichsdorf. Adieu Mellinghoff. Adieu Witzel. Adieu zweiter Zug, adieu. Ihr habt es gut gemacht. Sehr gut habt ihr es gemacht. Adieu.

Füsilier Krause: Achtung, Herr Leutnant, jetzt kommt hier der kleine Graben, wo wir den letzten Sprung gemacht haben.

Leutnant: Krause, da sind wir nicht weit gekommen.

Füsilier Krause: Das war hier, wo sie mit dem Singen angefangen haben, hier ist das gewesen, Herr Leutnant.

Leutnant: Mal halten, Krause, hier liegt ja noch einer ganz allein. Wer ist das denn? Mal herleuchten.

Füsilier Krause: Ach du mein Herr und Heiland, das ist ja doch der kleine Tiedemann oder wie der hieß, von der Gruppe Mellinghoff, das ist der mit dem scharfen Seitengewehr.

Leutnant: Hören Sie, Krause, der ist doch gleich am Mittag bei der Dieme liegengeblieben?

Füsilier Krause: Das soll wohl so sein, Herr Leutnant. Da haben die einen Volltreffer in die Gruppe gehabt. Da haben die nachher gesagt, daß der tot liegengeblieben ist.

Leutnant: Herzschuß. Sehen Sie einmal her, Krause, ganz friedlich, als wenn er sich zum Schlafen dahin gelegt hat. Schlaf nur weiter, kleiner Mann.

Füsilier Krause: Wenn ich mir eine Bemerkung gestatten darf, Herr Leutnant, dann muß der sich wohl wieder aufgerappelt haben. Dann ist der nachher noch allein vorgegangen; dann hat er ja wohl zu den andern noch hingewollt.

Leutnant: Ja, mitnehmen können wir ihn ja wohl nicht. Aber wie ich Füsilier Krause kenne, faßt der mit an, und wir tragen ihn das Stückchen vor zu den andern, damit er hier nicht alleine liegt. Nach rückwärts werden wir ja immer noch früh genug kommen.

Füsilier Krause: Da haben Herr Leutnant den Krause richtig erkannt. Das soll nicht heißen, daß wir so einen braven Kerl hier haben ganz alleine gelassen.

Dann komm einmal her, Kamerad Tiedemann, dann faß ich dich jetzt hier unter, siehst du, da kannst du ruhig weitermachen ... so, und jetzt, da wollen wir dich hinbringen, Kumpel, wo du hast hingehören wollen.

Der Führer

Von Herbert Böhme

Eine Trommel geht in Deutschland um
und der sie schlägt, der führt,
und die ihm folgen, folgen stumm,
sie sind von ihm gekürt.

Sie schwören ihm den Fahnenschwur,
Gefolgschaft und Gericht.
Er wirbelt ihres Schicksals Spur
mit ehernem Gesicht.

Er schreitet hart der Sonne zu
mit angespannter Kraft.
Seine Trommel, Deutschland, das bist Du!
Volk, werde Leidenschaft!

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Martin Grell geht mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Der heutige Abend ist windbewegt, und von ferne herauf tönt das Schlagen der Wogen. Da reißt er den Wettermantel vom Haken, drückt den Hut tief ins Gesicht und stapft hinauf ans Westufer, wo die See den längsten Arm hat und der Wind den weitesten Weg.

Hier auf dieser Höhe werden wir Erholungsheime hinstellen, denkt der Pastor kühn im Weitergehen. Wir werden große Tannenanpflanzungen vornehmen und Ufersicherungen. Von drüben werden sich Unternehmer ansiedeln, Handwerker, Gewerbetreibende, Gärtner, Steinhauer. Sommertags wird die Luft erfüllt sein mit Flaggenrauschen und Kindersingen. Das Wasser wird seinen unheimlichen düster-grauen Charakter verlieren; Segelboote werden weiß gegen den Himmel leuchten, Paddler werden die blaue Flut durchziehen, Dampfer werden von Brücke zu Brücke fahren, frohe Menschen ausbooten und viel Freude ausladen.

Hier in diesem Talzuge zwischen den Dünen werden wir einen neuen Kirchenweg anlegen, denkt der Pastor froh im Weitergehen. Das Gotteshaus wird nicht mehr angewiesen sein auf den Besuch der Insulaner allein. Wir werden Missionsfeste abhalten und Strandandachten. Das religiöse Leben wird sich mächtig entfalten und mein Amt wird mit großem Segen bedacht sein.

Ja, so denkt Pastor Martin Grell auf seinem ungestümen Gang zum Wasser hinauf. Als er oben steht, verschlägt es ihm aber schier die Luft. Er steht in dem großen Orgelspiel Gottes wie ein armseliges Menschenkind, das am besten in die Knie fällt und schweigend lauscht ... Da greift der Lichtfinger des Leuchtturmes durch den späten Abend. Und da treibt es den Pastor Martin Grell vom Kirchspiel Sanct Petri, daß er Hark Harken grüße dort oben bei der Nachtwache. Mühsam kämpft der kleine untersetzte Mann sich gegen den steifen Westwind an herauf zum Leuchtturm. An der schmalen Tür steht er erst eine ganze Weile still und läßt das Bild der Natur auf sich wirken: der Himmel von zerfetzten Wolkengebilden überjagt; das Meer im Aufbrauch unten groß und herrisch; im Raum zwischen Himmel und See der brausende Wind und das tiefe Getön der Wellenbrecher! Oben im Turm wird es noch gewaltiger sein, denkt der einsame Mann auf der Dünenkuppe und zieht die Glocke zum Wärterstübchen. Es dauert eine geraume Zeit, ehe Schritte laut werden, langsam und schwer. Dann springt die Türe auf, in der Schwelle steht die hohe Gestalt Harkens, eine Laterne in das Gesicht des draußen Stehenden hebend: „Was ist? Wer will Hilfe?"

„Hilfe will niemand. Ich bin Pastor Martin Grell und möchte Ihnen einen guten Abend wünschen."

„Ich habe Dienst", antwortet Hark Harken, „aber kommen Sie mit hinauf in die Lichtkammer, Herr Pastor."

Der tritt ein, die Tür fällt hart ins Schloß. Der Wärter steigt bedächtig Stufe um Stufe empor, wohl an die zweihundert. In dem Turm ist nur der Hall der Schritte und das Flackerlicht des Leuchters. Je und je führt die Wendeltreppe an einem schmalen Fenster vorüber; dann ist das Singen des Windes zu hören und das Donnern der See. Das wäre kein Leben für mich, denkt Pastor Martin Grell; Stufe um Stufe mühsam empor. Ich liebe den raschen Schritt und den kühnen Sprung.

Endlich steht der große Mann still, klinkt eine schmale Eisentür auf, bückt sich tief beim Eintreten und sagt: „So, Herr Pastor, nun sind wir dem Himmel ein Stück näher." Martin Grell ist etwas außer Atem, überhört das Wort des Wärters und ist gleich in der Kammer, deren Mitte ausgefüllt ist von der großen Lichtmaschine. Harken prüft die Lampen und sagt dann: „Ziehen Sie den Mantel fester, Herr Pastor, und drücken Sie den Hut tief ins Gesicht; wir wollen erst einmal einen Blick in die Ferne tun." Er stellt die Laterne auf den kleinen Tisch, drückt im Ostwinkel der Kammer eine Tür auf und sagt: „Hier haben wir heute Windschutz, aber halten Sie sich fest am Eisengeländer des Rundganges, Herr Pastor; der Westwind hat harte Hände hier oben."

Als Pastor Martin Grell hinaustritt, will er noch ein Wort sagen, aber es vergeht ihm auf der Zunge. Harken schweigt auch und zeigt nur mit einer Handbewegung über den Horizont hinweg. Zu Füßen haben sie ostwärts die kleine Insel; sie sehen die vier Dörfer hinter den Dünen liegen, am klarsten Lüttenoog, von wo herauf auch der Turm des Gotteshauses grüßt. Im Gesicht des Pastors ist Freude bei diesem Anblick; wie schön, wie schön — denkt er. Dann geht Harken um den Turmkopf herum, und als auch Pastor Martin Grell sich durch den pressenden Westwind hinzugedrängt hat und das Gesicht hebt, werden seine Augen weit und starr. Mein Gott, wie ungeheuerlich ist dieses Bild! . . . Die Nordsee bis zur Kimm hin eine wirbelnde, wogende Gewalt, königlich-schön und unermeßlich groß!

Die beiden Männer stehen nebeneinander, und jeder von ihnen hat seine eigenen Gedanken. Martin Grell ist mit so vielen großen Plänen durch den Abend gegangen — nun ist mit ihm selber alles so klein und nichtig geworden, daß er gar nicht mehr daran denken mag.

Wortlos treten die Beiden in die Lichtkammer zurück. Harken löscht den Leuchter, rückt den einzigen Holzstuhl heran, ladet mit einer Handbewegung zum Sitzen ein, stellt sich selbst gegen die Wand und wartet, daß der andere das Schweigen bricht. Der sitzt lange in sich versunken und hebt dann an: „Sie haben ein einsames Amt, Harken. Ich weiß nicht, ob ich das auf die Dauer aushalten würde."

„Es ist wahr. Ihr Amt ist bewegter, Herr Pastor; aber wenn es um Sie einsam wird, ist es schlimmer als bei mir."

„Sie meinen, daß ich in der Kirche vor leeren Bänken stehe, Harken, und daß ich dann an meiner Sendung verzweifeln müßte."

„Ich kann mir denken, daß ein Pastor an seiner Gemeinde zerbricht. Aber schlimmer ist es noch, wenn die Gemeinde am Pastor zugrunde geht."

„Sie sagen da ein furchtbares Wort, Harken. Ich habe darüber eigentlich noch nie nachgedacht."

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor, man bekommt hier oben so allerlei sonderbare Gedanken. Ich sitze nun bald vierzig Jahre lang im Leuchtturm und habe immer auf das Leben unter mir hinabgeschaut. Da geht nicht immer alles so gerade und recht zu. Ich habe zuerst immer die Petrikirche als Mittelpunkt allen Geschehens angesehen, denn ich sah, daß in ihr am Taufbecken und Leichenstein alles Leben begann und endete. Aber die Steine sind tote Dinge, das wurde mir bald klar. Und da sprang der Mittelpunkt allen Geschehens von der Kirche hinüber zum Pfarrhause. Da stand der Mann, der alles zusammenfügte und auseinandernahm. Unser alter Pastor Frerk Jansen war so etwas wie ein Führer und Vater. Sie werden es in seinem großen Schatten hier nicht leicht haben, Pastor Martin Grell."

„Unser Leben und Streben steht in Gottes Hand, Hark Harken. Wir sind weiter nichts als seine Handlanger."

„Ich kann das alles nicht so leicht abtun, Herr Pastor. Unsere alte Kirche braucht besonders in diesen wilden Zeiten, wo man so selbstgefällig zu werden droht, neuen Geist der Tat und der Nächstenliebe. Das Soziale und Nationale sollte sich von selbst verstehen. Und doch fehlt es hieran. Wenn es einen Gott gibt, dann muß er unserem Volke den Mann senden, der diese beiden Kräfte im Uebermaß hat. Wir vergehen sonst in Trägheit und Selbstsucht. Wir können hier oben im Leuchtturm ganz frei und ernsthaft miteinander über diese Dinge reden, Pastor Martin Grell. Ich sage es Ihnen ins Gesicht: meine Stimme haben Sie bei der Wahl nicht bekommen. Ihre Reden sind mir zu glatt und glänzend. Es fehlt Ihnen die Mühe, ohne die ein Erfolg nicht erreicht wird."

Es ist eine schwere Stille in dem Raum, der nur in gewissen Abständen erleuchtet wird vom Widerschein des großen Leuchtfeuers für die fahrenden Seeschiffe. „Man kann verzweifeln bei solchen Taktlosigkeiten", sagt dann der Pastor.

„Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, Herr Pastor. Glattschnackerei ist hier oben nicht zu lernen. Ich habe Sie nicht kränken wollen. Sie werden mehr Nutzen von der Wahrheit haben als von der Heuchelei. Mich bewegt die Not unserer Zeit am Ende mehr als jeden anderen; immer muß ich fragen und selber antworten."

„Es ist gut, Harken. Ich kann das verstehen. Sie leben hier oben ganz im eigenen Urteil. Sie sehen weithin auf alles hinab und machen sich dazu die eigenen Gedanken. Aber Sie sehen in vielem am Ende doch nicht klar und tief genug. Wie konnten Sie so gegen den Damm sprechen — das begreife ich nicht. Wenn er erst wie eine ferne, große Straße vor Ihren Augen liegen wird, Leben bringend, Segen tragend, in die glückhafte Weite weisend, Land zu Land brückend, Volk zu Volk führend — dann werden gerade Sie am ehesten erkennen, wie verkehrt und voreilig Ihr Urteil war."

„Wir Friesen sind aus dem großen Völkerbecken der Erde nur eine Handvoll Menschen. Wir sind am Ende nicht besser und nicht schlechter als alle anderen Rassen. Aber wir sind eigenwillig und trotzig. Wir wollen Blut und Boden nicht verderben lassen durch fremde Menschen, die nicht unsere Art haben können. Ihr Damm bringt uns die Fremde. Wir sind deutsche Friesen und wollen es bleiben auf alle Zeit. Unser Leben ist einfach in Wort und Wesen, Tracht und Sitte, Religion und Volkstum. Wenn der Damm uns Geld bringt, so opfern wir dafür an anderen, besseren Gütern. Sie hätten das als unser Pastor am ehesten einsehen sollen. Nun haben Sie die große Verantwortung für die Zukunft unseres Stammes."

Der Westwind singt sein ewiges Lied in die Stille hinein, die nun im Raume ist zwischen zwei Männern, die grundverschieden sind . . .

Langsam erhebt sich Pastor Martin Grell. Hark Harken macht den Schritt zur Tür, hebt den Leuchter, zündet sein Licht und schreitet stumm die vielen Stufen hinab zur Erde. Der Pastor folgt ihm, gibt ihm unten an der Turmtür die Hand, zögernd und kurz, und geht heim durch die Nacht, deren Schwere in ihm ist bis zum dämmernden Morgen hin.

*

Drei Jahre weiter. Im Strom der Zeit sind sie vorübergerauscht, rasch und bewegt.

Pastor Martin Grell hat einen grauen Schimmer ins Haar bekommen. Es ist oft hart und heftig hergegangen. Er hat vor Sorgen und Särgen gestanden, vor Wiegen und Wünschen. Er hat in viele Häuser und Herzen hineingesehen, aber er ist den Menschen eigentlich nicht nähergekommen. Ihr Gottglaube hat etwas heidnisches, hartes, ungefügtes. Er kann seinen Bekenntnisglauben nicht in ihre Seelen senken, denn sie bleiben eigenwillig und verschlossen. Aber er hält sich in der Gewißheit, daß seine Zeit noch kommt.

Harald Haraldsen ist nun ein junger Mann geworden, hoch an Körper und Sinn. Als der Vater damals in einer seltsam schönen Abendstunde zu ihm gesagt hatte: „. . . ich will dich nicht zwingen, Bauer zu werden, wenn du lieber zur See willst . . .", war die große Freude in ihm gewesen, und er hatte gleich Pläne gemacht. Aber dann war bald darauf eine heimtückische Krankheit über die Mutter gekommen, und so war der Berufswechsel erst einmal zurückgestellt worden, weil die Hand des tüchtigen Jungen nicht in der Wirtschaft entbehrt werden konnte.

Diese drei Jahre haben die Insulaner mehr bewegt als Sturm und Ernte. Drüben von Sielebüll her hat sich langsam aber sicher der neue Damm zu ihnen herübergeschoben. Erst unsichtbar und fern, dann auftauchend aus der Flut wie ein Arm, der sich heranreckt. Mit Hunderten von fremden Arbeitern, mit Baggermaschinen und Steinstoßern, mit Pfahlrammern und Buschhackern, mit Dampf und Rauch und Lärm hat sich diese kühne Brücke ins Meer hinausgedehnt, ist gewachsen, hat allen Wetterunbilden standgehalten und ist nun wahrhaftig kurz vor dem Sprung an Sandhörn! Mit gereckten Gesichtern stehen die Insulaner am Ufer und sehen das schier Unmögliche Wahrheit werden.

Eine neue Zeit steht auf und redet sie an. Alle Hoffnung ist auf diesen Weg gerichtet. Man wird mit Pferd und Wagen hinüberfahren können zum Festland; man wird hinauswandern in die weite Welt und heimkommen als reicher Mann. Von drüben her wird sich der Segen aufmachen zur Insel. Alle Hoffnung ist auf diesen Weg gerichtet . . .

(Fortsetzung folgt)

Der Zinsfuß Gottes

Von Heinz Steguweit

Diese kurzweilig-nachdenkliche Geschichte entnehmen wir dem neuesten Novellenbändchen von Heinz Steguweit, „Die Harfe". (Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh,

„Dieses Glück!" schrie Prosper Benediktus, „dieses unglaubliche, überwältigende Glück! Womit habe ich mir das verdient? Wie kommt es zu mir, dem Gottlosen ins Haus?" — Und er durchrannte, besessen wie ein Amokläufer, die Straßen seines Dorfes, wirbelte den Hut in die Luft, fing ihn wieder auf, zeigte den staunenden Weibern die Zunge, schlug den Nachbarn die Schultern ein, machte sich lächerlich, aus Uebermut, — rannte so weiter, bis er auf einem fremden Türstein erschöpft niederbrach und heulte. — Die Bauern sorgten sich um seine arme Seele, umstanden den Schreienden, schüttelten ihre Köpfe: „Der Gottseibeiuns hat ihn," flüsterten die einen, andere schlugen das Kreuz auf der Brust. Dann kam der Pastor, die erste Zuflucht aller Erschöpften, die höchste Instanz jedweden Kummers, greis und würdig: „Prosper Benediktus, was wühlt dich so auf?" Hier lag die sanfte Hand des Trösters im Haar des Gehetzten. Und der richtete sich auf, lachte breit, sprach jetzt ganz ruhig: „Zwei Kälber hat meine Kuh geworfen; das ist ein Wunder! Zwei Kälber bringen 50 Taler auf dem Markt. Um 50 Taler war ich verschuldet. Die Summe ist lange fällig. Morgen wollten sie meine Hütte pfänden. Nun kann ich wohnen bleiben, wo meine Väter schon wohnten! Dieses unglaubliche, überwältigende Glück, wie kommt es zu mir, der ich immer gottlos war?" — Da die Dörfler lachen wollten, gebot eine Geste des Pfarrers, zu schweigen. Er sprach: „Prosper Benediktus, du fragst, wieso du dein Glück als Gottloser verdientest? Denke einmal nach, ob nicht vor kurzer oder langer Zeit ein gutes Werk von dir geschah, eine Wohltat, deren Zinsen dir soeben erstattet wurden?" — Prosper Benediktus grübelte, rollte die Augen, sann und sann, schlug sich endlich an die Stirn: „Ich hab's. Vor zehn Tagen warf ich einen Sechser in den Hut jenes uralten Bettlers, der immer zum Abend durchs Dorf hinkt!" — „Siehst du, so wurde dir deine Barmherzigkeit gelohnt!" — „Gott ist groß!" schrie Benediktus und ging vernünftig nach Hause zurück. — Daheim aber kam ihm ein pfiffiger Gedanke. Er rechnete: 50 Taler werde ich verdienen. 50 Taler werde ich freilich auch meinem Pfandherrn zahlen müssen. Was aber, wenn die Marktpreise der Kälber stiegen? Hm? Etwa 60 Taler für zwei Kälber? Daß ich zehn Taler für mich hätte? Gut speisen könnte, gut trinken und ein übriges für meine Heiterkeit tun? Und Prosper Benediktus sagte sich: „Kommt der Bettler wieder gehumpelt, soll er jetzt einen doppelten Sechser erben, und Gott wird solche Wohltat abermals belohnen, wird also den Marktpreis für Kälber steigern!" — Am Abend hinkte der Bettelgreis wieder durchs Dorf; Benediktus rannte ihm nach, opferte zwei Sechser, kam zurück, stand aber vom Schreck gelähmt in der Haustür, als sein Weib heulend meldete, die Kuh sei eben am Mutterweh gestorben, und das unnatürliche Kälberpaar täte die letzten Züge! — Benediktus riß die Stalltür auf: Drei tote Tierleiber lagen gestreckt im Stroh! — „Dieses Unglück!" schrie er. „Womit habe ich das verdient? Wie kommt es zu mir, dem gottgefälligen Wohltäter, ins Haus?" — Und er durchrannte abermals die Straße seines Dorfes, schwang die Faust dem Pastor entgegen, der soeben sein Fenster öffnete. — „Betrüger!" heulte Prosper den Gottesmann an. „Was du von Gott und den Zinsen der Wohltäter sagtest, ist gelogen!" — Und berichtete alles, vom doppelten Sechser, vom Tod der Tiere, von den Trümmern seiner Hoffnungen. — Der Pastor zog die Stirn in Falten: „Mein Lieber, Gott lohnt die Wohltäter mit Zinsen. Jawohl, so sprach ich. Du aber bist kein Wohltäter mehr, du wurdest ein Spekulant auf Gottes Zinsfuß; und die Spekulanten möge Gott strafen, solange wir an seine Gerechtigkeit glauben! Sieh zu, daß du ihn versöhnst, bevor dein Pfandleiher kommt!" Und schloß nachdenklich das Fenster.

Grettir, der Aufrührer

Von Hans Friedrich Blunck

Mit der Genehmigung des Verlages Albert Langen/Georg Müller, München, entnehmen wir diesen Abschnitt dem soeben erschienenen Werk von Hans Friedrich Blunck, „Die große Fahrt".

So nahm der Kampf seinen Fortgang, das Geschütz feuerte mitten in Grettirs Festung hinein und soviel Mut die Bauern zeigten, es blieb ihnen nichts anderes, als auf den Tod zu warten oder sich zu ergeben.

Pining hatte wenig Verluste. Aber der Hauptmann Oeverwinden fiel, für ihn hätte er vieles hingegeben. Ein eisgrauer alter Bauer hatte sich in der Frühe der Geschützstellung genähert und den Leuten erzählt, daß in Grettirs Lager jemand versucht habe, den Landrat zu erdolchen. Ob der Statthalter den Mörder gedungen habe, wollte er wissen.

Oeverwinden hatte es eilig, er arbeitete an der Kartaune. Hinter mannshohen Sandhürden hatten seine Leute sich eingebaut, die Straße lag frei bis zu Grettirs Lager, das hinter einem Wall von Geröll und altem Mauerwerk zwischen Straße und Uferklippe lag.

„Jeder Aufruhr steht unter Tod", sagte der Hauptmann kurz.

Seine Leute richteten wieder die Kartaune und legten die Lunte auf. Das Rohr donnerte und schlug zurück, sie rissen es nieder und zogen das Geschütz blitzschnell seitlich in Deckung. Von drüben schlugen einige Arkebusenkugeln in den Sand, das war die Antwort. Ein Mann reinigte den Lauf, lud von neuem und legte Pulver aufs Zündloch, dann schoben die anderen das Rohr aus der Deckung.

Der Statthalter kam durch den Geschützgang und hielt den Bauer an. „Was willst du?"

Der Alte zog die Mütze. „Wenn du mit denen da drüben fertig bist, Statthalter", sagte er umständlich, „so wirst du einen Allting treffen, der die eine Frage vorlegt —"

„Ich kenne die Frage, Alter", sagte Pining gutmütig, er meinte, der Mann käme für eine Bauernabordnung. „Sieh, Grettir bestahl mich um mein Weib, während ich für den König focht. Ich nahm mein Eigen wieder. Was findest du daran?"

Der Alte war verdutzt, aber er sammelte sich rasch. „Wir haben noch eine andere Frage an dich, Statthalter. Es ist einer heute in Grettirs Lager geschlichen, der wollte ihn niederstoßen, aber die Männer erkannten ihn und brachten ihn zum Sprechen."

„Was sagte er?" fragte Pining erstaunt und wußte es nicht.

Da stöhnte der Bauer laut auf und reckte beide Hände gegen Pining: „Daß Pjetur ihn ausgeschickt habe, Grettir zu töten. Und er sagte auch, daß du ihn ohne Strafe lassen würdest nach deinem Eide."

Der Statthalter wurde fahl im Gesicht; er wußte, wie sehr das Gerücht ihm in diesem Augenblick schadete. Aber er war zu stolz, etwas zu leugnen und schwieg. „Ich weiß nichts von dem", hätte er sagen können, oder: „Pjetur wußte, daß Grettir verloren war und wollte die Bauern retten." Aber er schwieg.

„Wenn es wahr ist, daß du ihn hast töten wollen", stöhnte der alte Bauer, „wenn es wahr ist, so seid ihr quitt, Statthalter. Laß Grettir in Frieden abziehen!"

Oeverwinden trat näher, er hatte Furcht, daß Pining nachgeben könnte und drohte dem Mann: „Wer hat Breidawiek überfallen? Weckt die Toten auf und ihr habt Frieden!"

Er bückte sich gleich nach vorn, der Richtkanonier tat eine Frage.

In dem Augenblick knallte ein Schuß vom Lager und der Hauptmann fiel über das Rohr, bäumte sich auf und taumelte auf Diderik Pining zu, als könne er helfen. Blut rann ihm aus dem Mund.

Soldaten stürzten hinzu und trugen ihn in die Deckung; der Statthalter kniete neben Oeverwinden, er hatte ihm das Wams geöffnet, rief nach einem Wundarzt und hob des Freundes Haupt an seine Brust. „Johann", stöhnte er, „bleib bei mir, Johann!"

„Keine Gnade", riet der Sterbende, „keine Gnade an Grettir!"

Nach einiger Zeit kam ein anderer Mann mit einem weißen Tuch von drüben, um den Statthalter zu sprechen. Lütte Lüdekin beredete gerade mit Potthorst, daß man über Nacht weiterfeuern müssen werde, um gegen Morgen nun doch das Lager der Ermüdeten zu überrumpeln. Die Schiffer aus Deutschland waren schon unruhig über das Schießen, und der Zulauf aus dem Landinneren wurde gefährlich. Da kam ein neuer Bote und wurde vorgeführt.

„Stell das Schießen ein, Statthalter", bat er.

Diderik Pining blickte ihn hochfahrend an; Oeverwinden lag auf einer Bahre neben ihm. „Wißt ihr, daß Aufruhr das Leben kostet?"

„Tu, was du willst, Statthalter, wir sind am Ende."

„Grettir lebt?"

„Er schickt mich."

„Bleibt im Lager, ich sende Leute, um die Waffen einzusammeln."

Der Bauer faßte zögernd nach seinem Aermel. „Grettir läßt dir sagen: tu mit ihm, was du willst. Aber schone die, welche ihm folgten."

„Ich werde nachdenken", antwortete Pining, „und werde mit euch tun, wie ihr mit unseren Gefangenen getan habt!"

„War Pjeturs Knecht unser Gefangener?" fragte der Unterhändler und begann zu zittern. Der Statthalter winkte ihm zu gehen, er suchte wieder Platz neben Oeverwinden.

Mägde brachten das Essen für die Hauptleute. Sie knieten vor dem Toten und verrichteten rasch ein Gebet, die Kerzen flackerten unter ihrem Atem. Die Straße lag im blauen Mitsommerlicht, schwach erhellt vom Rauch eines brennenden Hauses; Schritte einer Mannschaft, die zu Grettirs Lager hinüberschritt, klapperten über den steinigen Boden.

Der Statthalter hatte den Mägden stumm zugesehen. „Wo ist Dierk?" fragte er plötzlich wie aus halbem Traum. Da taten die Frauen eilfertig, als suchten sie ihn.

Als er sich umblickte, stand Deike Witten hinter ihm, vielleicht wartete sie schon lange. Sie schwieg und blieb demütig vor ihm stehen. „Freut's dich nicht — daß der Kampf zu Ende ist?" fragte Pining heiser. „Wo ist Dierk?"

Deike Witten antwortete nicht, sie raffte die Töpfe zusammen als wollte sie gehen und stellte sie wieder nieder. „Halt die Bauern gefangen, bis wir die Insel verlassen haben; halt Grettir gefangen!" Der Statthalter machte eine unwillige Bewegung und schien sich abwenden zu wollen. Da zog die Frau ihn zurück, mit Mühe brachte sie das Wort heraus: „Die Leute sagen, daß Pjetur und du — daß ihr einen gegen ihn gedungen hättet." Sie hob die Arme betäubt über die Stirn.

„Kannst du für nichts, als für Grettir zu bitten?" Der Statthalter nahm die Hand des Toten auf und legte sie gegen seine Stirn.

Deike Witten ließ sich auf die Bank nieder und streichelte Oeverwinden.

„Ich bin vier Jahre Grettirs Weib gewesen, ich bin's noch heute. Sollte ich nicht für ihn bitten?"

„Du bist frei, wenn wir ihn begraben haben."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bauern-Spätjahr

Bauernspätjahr! Wer kennt nicht seinen Zauber, wenn Speicher und Scheune sich vollends füllen, und im Keller der letztgekelterte „Süße" einträchtlich neben dem „Reißer" die Fässer spannt. Verschwunden sind die Feldfrüchte vom Acker, über denen man den Blick in die Weite verlor und im milden Schein einer müden späten Sonne, oder unter dem grauen Himmel, an dem Spätjahrswolken ziehen, liegt das Feld weit offen vor unserem Auge. Hier fördert der Hieb mit Hacke und Karst, zwischen dunkelfeuchter Erde die blanken hellschimmernden Kartoffeln, dort schneiden sie den Blätterkranz der klotzigen Runkelrübe ab und graben diese ein. Die Mistfuhren gehen feldaus, feldein, und die Pflüge ziehen Furche um Furche ackerentlang. Zwischen all diesen erntenden und schaffenden Gestalten schreitet, wie schönste Verkörperung und Sinnbild des edlen Bauernstandes, der Sämann, um der mütterlich müden Erde das bescheidene Samenkorn anzuvertrauen. Das fast eilig noch vor dem Winter zu sprießen anfängt, um dann einzuschlafen, wenn der Frost die Erde in Banden schlägt und das Hütetuch des Winterschnees über die Flur breitet. Ja um diese Zeit ist's, wenn's draußen die ersten Frostnächte gibt, und im Ofen der Bauernstube wieder duftende Forlenscheite im lustigen Feuer knattern.

Abends kehren Gaul- und Kuhfuhrwerk zurück in's Dorf, mit dem gefüllten „Bordkasten", auf dem noch Säcke aufgepackt sind. Im Laternenschein gehen die Schatten der Radspeichen riesengroß an den Hauswänden entlang dahin. Nun wird an's Haus herangefahren: Der Kartoffelkasten verbindet Bordkasten und Kellerloch und mit der hölzernen Wurfschaufel werden die Kartoffeln nun abgeladen. Rumpelnd kollern sie hinunter, füllen das Kellergewölbe, das den ausgiebigen Segen fast nicht aufnehmen kann. Wenn in früheren Jahrzehnten die Erträgnisse des Kartoffelanbaues in unserer Gegend noch

Text

und Zeichnungen

von

Mathias Heß

nicht so hoch waren (was ja gewissermaßen nicht nötig war, da der zahlenmäßig viel geringeren Bevölkerung eine fast ebenso große Feldanbaufläche zur Verfügung stand), so hat sich das heute geändert. Auf einem (bad.) Morgen Ackerland mittelschweren und gut gehaltenen Boden läßt sich heute ein Ertrag bis 180 Zentner und darüber erreichen, so daß man allgemein sagen kann, daß es an der vielbegehrten Frucht keinen Mangel mehr gibt. Neben der Kartoffel, für die Viehhaltung von Bedeutung, ist bei uns der Anbau der Runkelrübe, die hier in wahrhaft klotzigem Format wächst, und die neben dem Heu das Leben unserer Stalltiere erhält.

Es ist ein angenehmes Schaffen, wenn die letzte und milde Spätjahrssonne noch freundlich hellt und wärmt, und der bunte Herbst seine Farben über das Land streut, wenn der Rauch der Kartoffelkrautfeuer vom Wind als lange Fahnen übers Feld geschleppt wird und die kleinen Buben auf der Wiese die Drachen steigen lassen. Neben dem Einheimsen und Ernten, das um diese Zeit den Bauer in Gang hält, ist es noch jenes frohe und in die Zukunft weisende Tun: wenn er, nachdem der Acker gedüngt ist, Furche um Furche umlegt und der blanken Scholle das goldene Korn anvertraut. Die Winterfrucht wird ausgesät. Ueber gewesene Tabak-, Rüben- und Kartoffeläcker schreitet nun der Sämann den Acker entlang. Er hat an dem Fruchtsack die zwei Zipfel der einen Seite zusammengebunden und hängt ihn nun von oben rechts nach links unten quer über die Schulter. Der linke Arm trägt die Last mit und läßt die Körner im Sack der Oeffnung zugleiten, so daß sie für die rechte Hand zugriffsbereit liegen. So geht's nun in immer gleichem Rhythmus des Schreitens über den Acker. Beim Vortritt links der Griff in den Sack, beim Vortritt rechts der Schwung des rechten Armes, der mit der körnergefüllten Hand mitschwingt und den glitzernden Bogen des Kornwurfes schreibt. So wie es die Fellachen der alten Aegypter wohl schon gemacht haben, es heute noch ist und wohl in tausend Jahren noch sein wird, solange ein fleißiges Volk auf engem Raume so leben und sich ernähren muß, wie das deutsche es tut. Kalt greift einem der Gedanke ans Herz, an unübersehbare Feldbreiten, auf denen riesige Dampfpflüge roh die Erde umschleudern, und die Ernte später durch ebenso merkwürdig gebaute Maschinenungetüme eingebracht wird.

Kommt mir nicht damit, der Ertrag sei bei rationeller Wirtschaft höher. Ein besserer und höherer Ertrag als da, wo die Erde so liebevoll und umsichtig von Menschenhand mit dem einfachen Werkzeug bearbeitet wird, so wie es bei uns heute noch geschieht, gibt es nicht.

Unsere Heimat, die da liegt wie ein Gottesgarten, wo Wald und Flur, Berg und Tal in immer wechselndem Bild uns die Beweise fleißiger und pflichteifriger Menschenarbeit vor Augen führen, hat uns noch nie so enttäuscht und in Hungersnot oder Elendszeiten fallen lassen, wie das dieses Jahr in großen Landstrecken der neuen Welt geschehen konnte, wo die Landschaft in tollwütiger Rationalisierung dem Erdboden wahrlich gleichgemacht wurde und so der furchtbaren Wirkung einiger regenarmer Monate zum Opfer fiel. Wenn der Amerikaner oder Russe seinen Betrieb auf einen Profitstandpunkt aufbaut und möglichst die menschliche Arbeitskraft ausschalten will, so soll er sehen, wie weit er auf die Dauer damit kommt. Bei uns sind Fäuste genug da, mit Hacke, Sichel und Sense die Arbeit zu bewältigen, auf die Gottes Segen sich augenscheinlich und immer wieder niederläßt. Je mehr schwielige Bauernhände am Werk sind, und je mehr gerade und lebenstüchtige Bauerngesinnung, nicht nur in wortloser Betätigung und Pflichterfüllung sich auslegt, sondern auch im Aufbau und Ablauf unseres öffentlichen Lebens sich auswirkt, um so gesunder ist unser nationales Sein, um so gefestigter und gesicherter Staat und Volk.

„Das wollte ich von dir hören", seufzte sie und blickte kaum auf. Dann begann sie zu schluchzen. „Ich habe Scham, Diderik. Bis in den dunkelsten Schrund Islands möchte ich mich verkriechen. Aber die Scham ist schlimmer und Grettirs Schatten würde in alle Stürme folgen." Sie ließ sich auf ihre Knie nieder: „Gib auch dem Grauen ein Maß! Ach, was für ein Abschied, was für ein Beginn!"

Als Pining nicht antwortete, erhob sie sich, wollte gehen und blieb bei Oeverwinden, als habe sie ihn um Vergebung zu bitten. Ihr Blick ging von dem Toten zu Pining und flog über das Gemäuer, das ein blasses Licht durchdämmerte. Sie hatte keine Liebe mehr und keinen Haß, sie wußte nur noch, daß sie dem einen gut war und den andern liebte, und daß ihn, dem sie gefolgt war, eine wilde Ferne über seine Liebe zu Weib und Kind hob, und daß jener andere, den sie verlassen hatte, Heim und Heimat für sie gehabt.

„Gib Grettir Gnade", stöhnte sie noch einmal, „ich stürbe dran."

„Geh, Weib", drohte der Statthalter, „bitte nicht für Gespenster!"

In uns ist das Schweigen...

In uns ist das Schweigen der Weihe
gewaltiger Zeit
Ernst und bereit
und feierlich ist unsere Reihe.
So aber die Stunde es will,
segnet ein Gott unsern Mund,
und wir tuen ihn kund
und Deine Sehnsucht wird still.
Denn Dein Wollen sind wir
auch unbewußt.
Tief in der Brust
ahnst Du: wir sprechen von Dir.

Baldur von Schirach.

Ich schlachte eine Sau

Von A. R. Lindt

Dr. Lindt ist „Im Sattel durch Mandschukuo" geritten. So heißt sein bei Brockhaus erschienenes Buch, in dem er seine Tätigkeit als Sonderberichterstatter bei Generälen und Räubern schildert. Dem Buche entnehmen wir mit Genehmigung des Verlags diesen Abschnitt.

Kundschafter meldeten, daß siebenhundert chinesische Freischärler das nächste Dorf Wuchimi besetzt hielten. Die japanischen Kanonen bombardierten Dorf und umliegende Hügel zwei Stunden lang, ohne daß die Chinesen unser Feuer mit einem einzigen Schusse erwidert hätten. War es Kriegslist? Abends befahl der Major den Sturmangriff. Von einer Schießluke des Panzerzuges aus sah ich zu, wie die Soldaten vorgehen, sich niederwerfen, feuern. Ich hatte keine Lust, ihnen zu folgen. Es gibt nichts Kläglicheres, als in einer Schlacht als neutraler Kriegsberichterstatter zu sterben.

Die Abende im mandschurischen Hügelland sind seltsam hell. Die Klarheit der Luft zerstört jede Perspektive, so daß die Landschaft flächenhaft erscheint, als ob sie ein von einem primitiven Künstler gemaltes Bild sei. Dieses Licht blendet und macht trunken. Die Soldaten hatten ihre Vorsicht vergessen. Schreiend und schießend rannten sie vorwärts. Ich fand mich plötzlich in ihrer Mitte, von derselben Begeisterung erfaßt wie sie selbst. Vor mir drehte sich ein Korporal um, blickte mich wild an und hielt mir den Revolver vor.

„Russe?" schrie er.

Es dauerte lange, bis der Japaner mir gestattete, meine Hand in die Hosentasche zu stecken, um die Bescheinigung des Generalstabes hervorzuholen. Der Korporal las sie gewissenhaft von Anfang bis zu Ende durch, worauf er befriedigt grunzte. Darauf liefen wir wie wild nebeneinander den Soldaten nach, die schon die ersten Häuser erreicht hatten. Die Maschinengewehre wurden hinter Erdwällen in Stellung gebracht, damit sie die ganze Länge der Straße bestreichen könnten. Die Soldaten warteten atemlos mit angelegtem Gewehr. Es raschelte in einer Umzäunung der Höfe: Eine fette Sau erschien und rannte, den Staub der Straße mit ihren hängenden Saugwarzen furchend, in mühsamer Eile davon. Das Schießen hatte aufgehört. Wir hörten nur das Bellen der Hunde. Die Soldaten durchstöberten mit ihren Bajonetten die Gassen. Sie fanden leere Häuser. Die Lehmöfen waren noch warm. Ich stieß in einem Winkel auf ein nacktes Kind, das zwischen Enten und Hühnern mit einem struppigen Wolfshund spielte. Aus einem Hause drangen jämmerliche Schreie. Wie wir hinzustürzten, sahen wir einen Esel, der in seinem dunklen Stall von einem Granatsplitter verwundet, hilflos an seiner Kette zerrte. Die Soldaten schraubten ihre Bajonette los. Die russischen Bahnangestellten erzählten, daß die Chinesen schon am Morgen Wuchimi verlassen hätten. Wenn auch nicht gegen Windmühlen, so hatten wir doch mit Artillerie und Maschinengewehren gegen fette Schweine und herenlose Hunde gekämpft.

Auf der Suche nach den Einwohnern des Dorfes, wanderte ich durch ein Tal, das sich gegen die untergehende Sonne zu der Ebene öffnete. Endlich erblickte ich weidende Herden. Am Straßenrand saßen die Flüchtlinge. Mütter, in der einen Hand die dünne Pfeife haltend, mit der anderen dem Säugling die Brust reichend. Greise, die auf ihren spitzen Knien Kinder schaukelten, Männer, die neben den Bündeln und Körben, die ihre ganze Habe enthielten, geruhsam rauchten. Sie alle plauderten sorglos und gelassen, als ob sie auf der Türschwelle ihres Hauses säßen. Bei meinem Näherkommen nickten sie mir freundlich zu, und ein Greis, weißhaarig mit spärlichem Barte, dessen runzliges Gesicht voll weiser Güte war, stand auf und wies mir mit einer einladenden Bewegung seiner Hand einen Platz am Wegrand an, während die anderen Männer höflich beiseite rückten. Um seine Gastfreundschaft zu beweisen, konnte er nichts anbieten als einen Sitz auf dem Straßenbord.

Mit Hilfe ausgiebiger Gebärden konnten wir ein Gespräch beginnen.

„Japonski?" fragten sie, auf mich weisend.

Als ich ihnen begreiflich gemacht hatte, daß ich weder dies noch Russe sei, streckten sie mir ihren aufgerichteten Daumen entgegen, was so viel wie sehr gut, ausgezeichnet, bedeutet.

„Ta-ta-ta?" und sie deuteten auf das Dorf.

Ich schüttelte den Kopf. Die Beschießung war schon lange zu Ende. Sie beratschlagten eine Weile. Die Mütter nahmen ihre Säuglinge auf, und die Männer schulterten die langen Stäbe, an deren beiden Enden sie die Körbe befestigten. Nachdem die Burschen das Vieh und die Pferde zusammengetrieben hatten, machten sich die Flüchtlinge familienweise auf den Weg zum Dorfe zurück.

Die japanischen Soldaten begannen sofort mit den zu-

Zerlesene Bücher

Viele Bücher stehn in meinem Schrank,
Wohl verwahrt vor Staub und grellem Lichte.
Ihre Blätter blieben rein und blank,
Sehn mich an mit kindlichem Gesichte.
Aber lieber sind die Bücher mir,
Die auf Wanderungen mich begleitet;
Die als stilles Glück- und Leidbrevier
Helfend mir den wachen Blick geweitet.
Ihrer Decken bunte Farbe schwand;
Fleckig sind die Seiten und zerlesen —
Doch ergriffen streichelt sie die Hand:
Freunde sind und Tröster sie gewesen!

Heinrich Anacker.

Ich für Dich – und Du für mich!

Der erste deutsche Film vom Frauenarbeitsdienst

Schon vor einigen Jahren stand ein Filmwerk im Mittelpunkt des Interesses, das sich mit dem Problem der Kameradschaft junger Mädchen untereinander beschäftigte. Während damals der Film „Mädchen in Uniform" in einem Waisenhaus spielte und die handelnden Personen durch die Fügung des Schicksals unfreiwillig ein gemeinschaftliches Leben führen mußten, finden sich in einem neuen Filmwerk, welches der gleiche Regisseur, Carl Froelich gestaltet, junge Menschen aus allen gesellschaftlichen Schichten, aus allen Berufen und Lebensanschauungen zusammen, um im freiwilligen Frauenarbeitsdienst Arbeit an sich und Arbeit für Deutschland zu leisten. Das Problem des Frauen-Arbeitsdienstes wird in dem Film „Ich für Dich — und Du für mich" aufgerollt, zu dem Hans G. Kernmayr das Drehbuch schrieb, mit beratender Unterstützung der Reichsleitung des Frauen-Arbeitsdienstes. Ein Film der Wirklichkeit wird entstehen, ein Film der Kameradschaft, „Ich für Dich — Du für mich!" — einer für alle und alle für einen, das ist das Leitwort der deutschen Jugend, wie es das Leitwort des neugeeinten deutschen Volkes ist. So treffen denn auch hier in dem neuen Carl-Froelich-Film junge Frauen im Arbeitsdienst zusammen, bereiten sich vor für ihr kommendes Leben, junge Frauen aus allen Lebensständen, die Medizinstudentin wie die Hausangestellte, die Friseuse wie die Juristin, das verzärtelte Haustöchterchen wie die Schneiderin; sie alle wollen ihr eigentliches Leben beginnen in Kameradschaft und Pflichterfüllung, in gemeinnütziger Arbeit für ihr Vaterland. Nach dem Muster eines wirklichen Frauenarbeitsdienstlagers ist im Froelich-Studio in Berlin-Tempelhof eine getreue Nachbildung entstanden und nachdem die Außenaufnahmen auf der Insel Rügen beendet sind, finden nun hier unter der ruhigen, zielbewußten Führung des Spielleiters Froehlich die Aufnahmen statt, die ein Spiegelbild des wirklichen Lebens im Lager abgeben sollen. Junge Künstlerinnen sind hier an der Arbeit, keine Stars, sondern Menschen, die hier — gleichsam wie im Arbeitsdienst — ihre Pflicht erfüllen und durch ihre Leistung den Befähigungsnachweis für ihr kommendes Filmschaffen geben wollen. Die Leiterin des Arbeitsdienstlagers in diesem Film wird durch Maria Wanck, die bereits in dem Film „Anna und Elisabeth" künstlerisch hervorgetreten ist, glaubhaft verkörpert. Die Lagerinsassinnen sind Inge Kick, eine junge Bühnenschauspielerin aus Würzburg, die hier ihre erste Filmrolle verkörpert, Ruth Eweler, Lieselotte Wahl und Eleonore Stadie, alles junge Menschen, die inmitten einer Schar von über vierzig Mädels die Handlung tragen. Um diese Menschen gruppieren sich die übrigen Darsteller, die Siedler, die draußen auf dem Lande ein neues bürgerliches Leben beginnen und ihr Schicksal selbst aufbauen wollen, nachdem ein vergangenes System ihnen fast die Lebensmöglichkeiten nahm. Unter ihnen bemerkt man Carl de Vogt, Karl Dannemann, Katja Bennefeld, Paul W. Krieger, den aus „Krach um Jolanthe" bekannten Bauerndarsteller, und Hugo Froelich. Endlich ist nun der deutsche Film darangegangen, ein Thema aufzugreifen, welches das ganze Volk angeht und man kann es doppelt freudig begrüßen, daß gerade ein Könner wie Carl Froelich in der künstlerischen Gestaltung den führendsten Anteil haben wird. Aber nicht nur das Lebensschicksal weiblicher Arbeitsdienstwilliger wird in der Filmhandlung aufgerollt, sondern auch die Wandlung eines durch den wirtschaftlichen Niedergang der letzten Jahre der Arbeit Entwöhnten und sein schließlicher Eintritt in die Armee der Arbeitsdienstler findet durch die Person des Darstellers vom Potsdamer Schauspielhaus Hein Rippert seine Gestaltung. Ein Werk der heutigen Zeit, ohne Stars und ohne blendende Dekorationen wird jetzt geschaffen, ein Film, der an die Wirklichkeit herangeht und zeigen will, wie der Film des nationalsozialistischen Deutschland auszusehen hat.

Auf dem Weg zur Arbeit

Die Kameradin hat Kummer

Mädchen im Arbeitsdienst:
Flaggenparade — Frühstück — Küchendienst — Beim Dreschen

---

rückgekehrten Bauern zu handeln. Die Chinesen verkauften ihnen ihre Schweine, wobei aber die Soldaten die Tiere selbst abstechen mußten. Wiederum wurde der Friede des Dorfes gebrochen. Soldaten rannten hinter grunzenden, quiekenden, schreienden Säuen her, die eine Behendigkeit und Wendigkeit zeigten, die bei ihrer mächtigen Leibesfülle überraschte.

Fünf Mann drängten sich um eine akte Sau, die sich in eine Sackgasse verirrt hatte. Die Schläge der Gewehrkolben hagelten auf ihr unförmiges Haupt. Aber sie weigerte sich zu sterben. Einer der Japaner war Schulmeister, einer Student, die drei andern Söhne von Reisbauern. Alle fünf blickten sie ratlos auf das langhaarige schwarze Ungetüm. Ich borgte von dem Schulmeister das Bajonett. Aber auch wie ich es durch das weiche Fett in den Nacken der Sau stieß, blieb sie immer noch unbeweglich stehen. Erst als ich die Waffe zurückzog, und ein Blutstrahl aus der Wunde spritzte, brach das Tier in den Vorderbeinen zusammen, und ein schmerzvolles Grunzen erschütterte die schwarze, formlose Masse.

Alle sechs machten wir uns daran, die Sau zu häuten. Ich genoß es, wieder einmal Hand anlegen zu können. Denn seit Wochen hatte ich nichts anderes getan als zuzuschauen, was andere taten. Der Journalist ist ein unglückseliges Geschöpf. Seine Arbeit besteht in einer Unmöglichkeit: Geschichtschreiber der Gegenwart zu sein — als ob er Zeuge einer Revolution sein könnte, ohne von ihrem heißen Wirbelwind erfaßt zu werden; einer Schlacht folgen, ohne Partei zu ergreifen, nur um einigen Kleinbürgern zu ermöglichen, daß sie in ihren Armstühlen von 250 Toten (die Zahl aller Wahrscheinlichkeit nach falsch) lesen können; eine Stadt zu besuchen, in der die Cholera wütet, einzig damit einige Frauen, deren eigenes Leben jeder Abwechslung bar ist, Gesprächsstoff für ihre Kaffeekränzchen erhalten. Jetzt war ich glücklich, nicht Berichterstatter, sondern selbst Soldat zu sein, wenn auch mein Soldatenhandwerk in dem Ausbalgen einer Sau bestand, die, dem Umfang ihres Bauches nach zu schließen, eine schöne Zahl von schwarzen Ferkeln in die Welt gesetzt hatte. Zum ersten Male betrachteten mich die Japaner als ihren Kameraden. Wir alle waren hungrig, und so setzten wir uns zum Essen, bevor das zähe Fleisch noch gar gesotten war.

Das Erbe der drei Brüder

Von Toni Rothmund

Aus dem bei Philipp Reclam-Leipzig erschienenen Roman „Streit im Hause Jring"

Der Wind blies aus Nordost und hatte Schnee getrunken. Der Baron ritt durch den Wald, der sich zwischen dem Jringhof und Holmsgrund hinstreckt — am Granitsteinbruch vorüber, der da wie eine offene Wunde klaffte.

Auf einmal stutzte der Rappe, stand still und witterte. Jring wandte sich um. Es kam ein Reiter hinter ihm hergestiebt, der die Herrschaft über seinen Gaul verloren zu haben schien. Als er näher kam, erkannte er den Fuchswallach, den „Figaro", darauf saß ein Bub.

Jring bog sich vor. Jeder Tropfen Blut strömte ihm zurück zum Herzen, das rasend zu schlagen begann.

Der Reiter, der jetzt an ihm vorüberjagt, auf den Hals des Pferdes gebückt, das ist doch sein Fritz...

Herrgott, Herrgott, der liegt doch tot in Flandern.

Gehen Gespenster um am hellichten Tag? Oder ist er verrückt — wie Maria? Man sagt ja, daß es gefährlich sei, mit einer Irren zu leben.

Jring gab dem Rappen die Sporen. Der flog nur so dahin. Den „Figaro" nicht einholen zu können — lächerlich — er gab sein Letztes her.

Als Jring in Rufnähe war, schnitt seine Stimme durch die Luft. „Fritz!"

Roß und Reiter traf der Ruf wie ein Peitschenschlag. Der Bub zuckte zusammen. Das Tier schlug die Hinterbeine in die Luft, schüttelte den Reiter ab und raste davon.

Jring glitt vom Pferd und lief auf den Gestürzten zu.

Vor ihm, auf einem Kissen von Märzenschnee, bleich wie ein Sterbender — lag wirklich Fritz. In diesem Augenblick vergaß Jring, daß sein Sohn, wenn er lebte, ein Mann wäre und kein Knabe. Er schob den Arm unter seinen Nacken und flüsterte noch einmal: „Fritz!" Zwei graue Augen schlugen zu ihm auf. Eine Stimme sprach behutsam und überredend zu ihm, wie zu einem Kranken: „Ich bin nicht Fritz. Du weißt es doch, Vater. Fritz ist gefallen bei Arras. Das weißt du doch, Vater?"

Da erkannte er zu seinem maßlosen Erstaunen seine Tochter Gert, und es war ihm, als sähe er sie zum erstenmal.

„Du bist es? Kannst du aufstehen? Bist du verletzt?"

Sie erhob sich mühsam, befühlte ihre Glieder und sagte ächzend: „Alle Knochen tun mir weh. Aber gebrochen hab' ich, scheint's, keinen."

Als er sie unversehrt wußte, flammte der Zorn in ihm auf. Bedrohlich zuckte die Reitpeitsche in seiner Hand. „Was fällt dir ein, ohne meine Erlaubnis aufs Pferd zu steigen?"

Darauf antwortete sie nicht, sondern sah mit verbissener Wut zu dem „Figaro" hinüber, der in einiger Entfernung unverfroren dastand und Hälmchen rupfte, so, als sei er nicht eben hinten hochgegangen und habe sie ganz gemein abgeschmiert. „Warte nur!" In Gerts Augen züngelte derselbe Zorn wie in denen ihres Vaters.

Er betrachtete sie. Schlank war sie und schmalhüftig. Das Gesicht herb und kantig, ihrem Bruder Fritz glich sie genau. Sogar das Haar trug sie nach Knabenart geschnitten und gescheitelt.

Scharf fragte er: „Wer hat dich überhaupt das Reiten gelehrt?"

„Plückemann."

„Der Esel. Hätte was Besseres tun können. Fast hättest du den Hals gebrochen."

Sie zog die Mundwinkel herunter. „Na, wennschon." Humpelte auf einen Baumstamm zu, der da am Wege lag, und untersuchte ungeniert ihre verschiedenen Beulen.

Sie war im richtigen Reitanzug. Die gelbliche Lederhose kam ihm sogar bekannt vor.

„Wo hast du die Bux her?"

„Aus dem Kleiderschrank der Brüder. Bei uns wird doch alles eingemottet."

Plötzlich schien ihr ein Licht aufzugehen. „Ach — wegen der Reithose glaubtest du, ich wäre Fritz — und ich dachte..." Sie brach ab und wurde flammend rot.

Jring fragte ruhig: „Du glaubtest, ich wäre verrückt? Ja — ich kann dir's nicht verdenken."

Sie antwortete nicht. Es war ihr endlich geglückt, die Hose in die Höhe zu krempeln. Sie untersuchte ihre zerschundenen Knie.

Jring wandte sich, ging zum „Figaro" und packte ihn am Zaum. Was für ein Leben war das, das sie führten — was für ein Leben. Er wendete das Pferd und leitete es zurück. Da stand sie wieder auf den Beinen. Etwas zerzaust zwar — aber ziemlich straff.

„Na, steig schon auf. Heimhinken kannst du nicht, das ist zu weit."

Er half ihr in den Sattel. Sie verzog das Gesicht — er lachte ein wenig schadenfroh. „Tut's weh? Geschieht dir recht. Wie kam's, daß du die Herrschaft über den Gaul verlorst?"

„Ach, der ‚Figaro'!" sagte sie verächtlich. „Hat Nerven wie unser Martchen! Kriegt es mit der Angst vor jedem Steinhaufen. Ich hatte ihn schon wieder in der Hand; aber dann erschrak ich, als du mich — riefst..."

Er biß sich auf die Lippen. Er wußte wohl, warum sie so erschrocken war. Daß es ihm bis heut noch nie aufgefallen war, wie sehr sie den Brüdern glich. Von jedem schien sie etwas zu haben. So von der Seite sah sie dem Hans ähnlich. Die Figur glich wirklich Fritz, wie er als Junge gewesen war. Die scharfen, grauen Augen unter dem blonden Haarschopf, die hatte sie vom Lutz. In geheimnisvoller Weise trug sie das Erbe der drei Brüder.

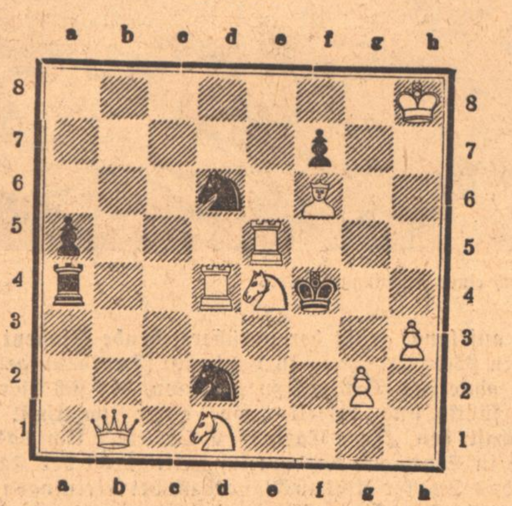
Badisches Schach ... Rätselecke ...

Folge 44 — 4. November 1934

Zwei Preisträger

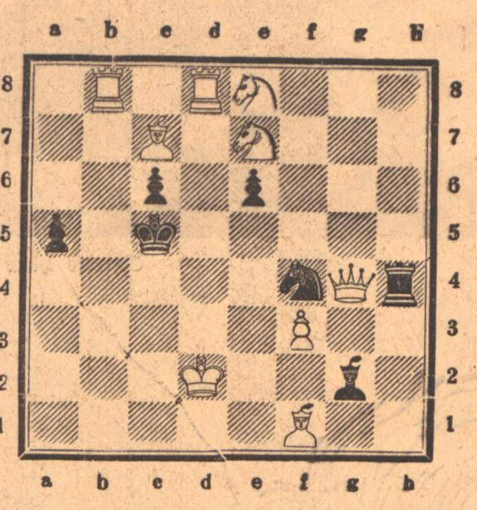
des von der italienischen Problem-Monatsschrift „Il Problema“ ausgeschriebenen Problem-Turniers.

Problem Nr. 36
A. Chicco-Genua
1. Preis



Matt in 2 Zügen

Problem Nr. 37
O. Stocchi-Longhirano
2. Preis



Matt in 2 Zügen

Lösungen

Probl. Nr. 21 Köbele 2er: Kg1, Tb5, g2; Lc2, Sd7, Ba4, b2; Kc4, Td8, Bc7, d4, f6, h4 1. Lc2—g6! Lf5 und Tg5 scheitern an Tg8!

Probl. Nr. 22 K. Hedrich 2er: Kh8, Dh3, Te5, Lb8, g6; Se8; Kf4, Td4, Lf3, Sh1, Bd5 1. Se8—c7! droht Se6 Matt.

Probl. Nr. 23 W. v. Holzhausen 4er: Kg1, Da3, Tc3, Se5, Ba2, c2, e6; Ke8, Da8, Tc8, Le4, Bd4, e7, g2, h7 1. Se5—g6! h7:g6 2. Tc7! Tc7: 3. Dh3! Eine durch ihren partiegemäßen Aufbau außerordentlich ansprechende Aufgabe.

Probl. Nr. 24 K. Berlinghof 4er: In der ursprünglichen Form nebenlösig, der Verfasser gibt folgende Aenderung an: Kf4, Ta2, Sa8, f2; Bb3, b4, b6, f6, g5, h3, h7; Kh4, Ba7, f5, f7, g6, h5 1. Ta2—a6! a:b 2. h7— h8S! b6—b5 3. Ta6—e6 f:e 4. Sg6 Matt.

Probl. Nr. 25 K. Berlinghof 2er: Ke8, Da2, Tb6, h1; Lc7, f3; Sc2, e6, Bd3, g2; Kf5, Tc4, Lf6 1. Th1—h6!

Probl. Nr. 26 W. May 2er: Kg4, Da4, Tc8, d7; La1, Sd8, e2; Bf3, g5; Ke5, Tb4, c3; Lb3, Ba5, b5, d5, e3, f4 1. Se2:f4! Der überraschende Schlagzug ist durch eine Reihe gefälliger Varianten gerechtfertigt.

Probl. Nr. 27 F. Schmidt 3er: Kc7, Df3, Tf6, Sc5; Ke7, Th4, Lb3 1. Tf6—f8! Th6 2. Se6! Es ist selten, daß eine Idee derart klar in einer Miniatur dargestellt werden kann.

Probl. Nr. 28 F. Schmidt 3er: Kc8, Te8, h1; Lh3, Bg4; Kd6, Lf2, Bc4, c5, c6, d5, g5 1. Lh3—f1! Lh4 2. Lf5:!

Richtige Lösungen sandten ein: O. Ruthardt-Khe. 23, 24, 25, 26, 27, 28; H. Wenz-Pforzheim 22; K. Berlinghof-Khe. 22; E. Mosetter-Hornberg 22, 24.

Lösungen der Aufgaben 29—35 am 18. November. Zuschriften an R. Rutz, Durlach, Grötzinger Str. 16.

Was mancher nicht weiß ...

In Superlativen durch die Welt der Post

Die Anfänge der heutigen Post reichen bis in die vorchristliche Zeit hinein. Der erste Postdienst lief in Persien.

*

Der erste Postverkehr in Nordamerika wurde 1672 zwischen Neuyork und Boston eingerichtet.

*

Das größte Postamt der Welt wird zur Zeit in Chikago gebaut. Es ist 240 Meter lang, 107 Meter breit und 61 Meter hoch.

*

Das kleinste Postamt der Welt befindet sich in der Maghaesstraße, zwischen dem südamerikanischen Festland und Feuerland. An einem Felsen ist ein bemalter Kasten, der in den Wogen schwimmt, angekettet. Vorüberfahrende Schiffe senden ein Boot aus, um hier Briefe niederzulegen und in dem Kasten befindliche Schreiben mitzunehmen und zu befördern.

*

Die ersten Kuverts, die zur Beförderung von Briefen Verwendung fanden, waren Hüllen aus Ton, die der Empfänger zerschlagen mußte. Sie waren bei den alten Babyloniern in Gebrauch, die bekanntlich auf Tontafeln schrieben.

*

Den ersten mit einer Oblate verschlossenen Brief kennt man aus dem Jahre 1624. Er ist von einem Dr. Kropf in Speyer an die kurfürstliche Regierung in Bayern gerichtet.

*

Der erste Maschine zur Herstellung gummierter Briefumschäge wurde 1851 auf der Londoner Weltausstellung gezeigt.

*

Der älteste Brief aus der Neuen Welt ist vor kurzem für 147 000 Mark verkauft worden. Es handelt sich um einen Brief, den Diego Kolumbus, ein Sohn des Entdeckers, am 12. Januar 1512 an den Erzbischof von Toledo geschrieben hat. In diesem Briefe beschrieb er seine Tätigkeit in Amerika und seine Expedition nach Kuba.

*

Die erste deutsche Briefmarke führte Bayern im November 1849 ein. Am 15. November 1850 wurden die ersten preußischen Briefmarken ausgegeben.

*

Die teuerste Briefmarke ist die Britisch-Guayana 1 Cent karmin vom Jahre 1856. Sie befindet sich im Besitz des amerikanischen Millionärs Arthur Hind, der dafür im Jahre 1922 7343 Pfund Sterlinge bezahlt hat.

*

Die größte Briefmarkensammlung der Welt besaß Baron von Ferrari, der bis zum Ausbruch des Weltkrieges als Sekretär der österreichischen Botschaft in Paris lebte. Sie umfaßt 200 Bände. 1923 wurde diese Sammlung versteigert, und obwohl sie zum Teil verschleudert wurde, erbrachte sie doch noch einen Erlös von 10 Millionen Goldmark.

*

Die erste Briefmarkenausstellung wurde 1870 zu Gunsten der Feldpostunterbeamten des deutschen Heeres in Dresden von Dr. Moschkau veranstaltet.

*

Die erste Postkarte, als Ersatz des geschlossenen Briefes, wurde 1865 für Preußen von Heinrich v. Stephan empfohlen, aber erst 1870 eingeführt, nachdem Oesterreich sie bereits 1868 eingeführt hatte.

*

Die erste Ansichtspostkarte wurde wohl von Alphons Adolph, Hofphotograph in Passau, 1872 in Löbau auf den Markt gebracht.

*

Deutschland war das erste Land, das Ende des Jahres 1877 die ersten Versuche mit dem von dem Amerikaner Graham Bell konstruierten Telephon unternahm. Vor ihm, im Jahre 1861, hatte aber auch schon ein Deutscher, der Lehrer Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Hamburg, einen Telephonapparat konstruiert, womit, wenngleich unvollkommen, Worte in die Ferne übermittelt werden konnten. In der Benutzung des Fernsprechers stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika bei weitem an der Spitze aller Länder der Welt. An zweiter Stelle steht Deutschland.

*

Das größte Telegraphenamt der Welt ist das Haupttelegraphenamt in Berlin. 5000 Kabeln münden dort, täglich werden 80 000 bis 100 000 Telegramme bearbeitet.

*

Das umfangreichste Telegramm war wohl das mit der Ehe-Enzyklika des Papstes im vergangenen Jahre. Die amerikanische katholische Gesellschaft, die ihren Sitz in Washington hat, wies ihren Korrespondenten in Rom an, das päpstliche Rundschreiben in wortgetreuer englischer Uebersetzung sofort nach Amerika zu kabeln. Das Telegramm zählte zirka 16 000 Worte und kostete 50 000 Lire. Die größte Telephonbau- und zugleich Tonfilmfirma der Welt ist die Western Electric Company in Newyork.

*

Unter etwa 72 Grad nördlichster Breite liegt in Alaska die nördlichste Funkstation der Erde. Sie gehört der nordamerikanischen Armee. Der höchstgelegene Rundfunksender der Welt ist die bolivianische Sendestelle La Paz; sie liegt 3500 Meter hoch über dem Meeresspiegel.

*

Der erste Geldbriefträger in Deutschland war der Berliner Otto Schlunk, der 1872 zum ersten Male in Berlin Geld austrug. Er wurde 1902 pensioniert und starb im vergangenen Jahre.

*

Die erste Kraftpostlinie wurde am 16. Juli 1906 zwischen Friedberg und Ranstädt in Hessen eröffnet. Mitte Februar des Jahres 1912 wurde die erste deutsche Flugpost zwischen Bork, dem Flugplatz der Gradewerke, und Brück, die beide im Regierungsbezirk Potsdam, 7 Kilometer von einander entfernt liegen, eröffnet.

*

Die erste Luftpost waren wahrscheinlich die Postsachen, die im Kriege 1870/71 aus dem belagerten Paris in zahlreichen Freiballons in der Zeit vom 23. September 1870 bis zum 28. Januar 1871 befördert wurden. Die größte Strecke, die eine Ballonpost damals zurückgelegt hat, betrug 3000 Kilometer und führte 5 Zentner Post bis nach Norwegen.

Fr. W. Pollin.

Silhouetten-Kreuzworträtsel

Die Wörter bedeuten: Waagerecht: 2. Türkischer Titel, 4. Europäer, 5. Elend, 9. größere Anzahl Jagdhunde, 12. Fisch, 13. deutscher Fluß, 14. Spielkarte, 16. biblischer Name, 18. Badeort, 19. Eisenbahnschiene, 20. deutscher Dichter †, 23. Auto- und Motorradfabrik (Abkürzung), 25. mündliche Ueberlieferung, 27. Gefäß (Haushalt), 29. Theaterplatz, 30. indisches Königreich, 31. Teil des Hauses, 33. nordische Göttin, 34. Reichsbahn-Güterwagen, 35. Lichtspender. — Senkrecht: 1. Stadt in Sachsen, 2. Erdteil, 3. Vertreter einer L.-V.-Gesellschaft, 6. jährlich wiederkehrendes Fest, 7. männlicher Vorname, 8. Saiteninstrument, 10. männlicher Vorname, 11. Hülsenfrucht, 12. Tierleiche, 14. Wasserpflanze, 15. Gewässer, 16. flüssiges Gewürz, 17. Körperteil, 19. Lohn, Gehalt, 21. engl. = Oel, 22. Frauenname, 24. Zeitmesser, 25. Hilferuf auf See, 26. Zeitraum, 28. europäische Hauptstadt, 29. Musikton, 30. nationalsozialistische Organisation, 32. Abkürzung für Reichspost.

Rösselsprung

auch	ein							be	hellt
xnes	ihr	liebt	gen			glau	und	kin	kein
	dich	war	halt	o	glück	des	mir	das	
	mut	wort	lich	ta	drum	gut	in	mensch	
		wer	ner	o	wem	meint	aug		
		ter	ir	land	leix	dir	und		
	fe	von	gen	mit	wan	zu	es	und	
	herz	hut	dert	land	das	gut	die	rein	
ster	mit	schla	macht			und	herz	so	stärkt
ge	es							hand	dir

Bilderrätsel

Silbenrätsel

Aus den Silben: bahn — berg — bi — bin — bre — chau — chen — cher — czen — da — dek — dy — e — e — ei — ei — ei — ein — ein — eu — gan — gen — gil — he — her — il — ker — laub — le — lett — lis — man — mi — mit — mo — na — na — ne — ne — ni — nie — nürn — ot — pe ra — rä — re — ri — ro — rold — rung — sa — sen — sinn — ske — son — ster — sto — ta — tah — ter — tir — tor — tur — u — u — ven sind 24 Wörter von nachstehenden Bedeutungen zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen zum heutigen Tage passenden Ausspruch von Richard Wagner ergeben. Die einzelnen Wörter bedeuten:

Verbrecher
Ausrufer
Stadt in Italien
Starrköpfigkeit
Glückszeichen
Siegerehrung
britische Kolonie in Afrika
Sagenhafter Seefahrer
Verkehrsmittel
Sprengstoff
Harzart
Staat in USA
Soldatenausrüstungsgegenstand
Hilfe für ein unrentables Unternehmen
polnische Industriestadt
Französischer Politiker
Muse
Alte Reichsstadt
Gletscherprodukt
Türkische Stadt
Raubtier
Menschengerippe
Kraftmaschine

Auflösungen

Kapselrätsel. Genie, Erich, Dank, Unke, Lamm, Dach, Held, Igel, Leiter, Fels, Trumpf, Tara, Rom, Ast, Geld, Eis, Name. — Geduld hilft tragen.

Denkproblem. 12 Semmeln. Ursprünglich waren 20 im Korb. Ein Zehntel gleich 2, Rest 18; hiervon ein Sechstel gleich 3 Rest 15; hiervon ein Fünftel gleich 3, Rest 12.

Skataufgabe

Im Skat die beiden ältesten Jungen. V drückt b D, c D.
V. a b B, a K, D, 9, 8, 7; b 8; c 8; d 9.
M. c B, a 10; b A, 10, K; c 9, 7; d A, 10, 7.
H. d B, a A; b 9, 7; c A, 10, K; d K, D, 8.
Der Spieler gibt nur in b, c, d je einen Stich ab, mit 11 Punkten. Das Spiel kostet: mit 2, Spiel 3 mal 12 = 36. M. hätte Großspiel mit Dreien gehabt, drückte a 10, c 9 und machte Schneider, da er nur auf c 7 einen Stich abgab. Mit dreien, Spiel 4, Schneider 5 mal 20 gleich 100.

Kreuzworträtsel: a) 1 Pegasus, 6 Boa, 7 Leba, 10 Rom, 11 Arie, 13 Elis, 15 Tran, 18 Amme, 20 Ahr, 21 Turm, 22 Obi, 23 Meinung; — b) 2 Eber, 3 Aare, 4 Ulme, 5 Falster, 8 Bai, 9 Kantate, 12 Ida, 14 Lom, 16 Rau, 17 Name, 18 Aron, 19 Main.

Quadraträtsel

P	L	A	T	I	N
F	A	L	T	E	R
E	L	S	T	E	R
I	N	D	I	E	N
F	L	O	T	T	E
E	N	Z	I	A	N

1. Senkrechte: Pfeife.
2. Waagerechte: Enzian.

Was fehlte?

Sardine, Wiesel, Tristan, Tennis, Chartum, Dompfaff, Luther, Gefreiter, Genoveva, Rodel, Bunker. „Die Welt ist nicht da für feige Völker!“ (Adolf Hitler).

Anschwärzspiel:

... auf seiner Hand tanzt der Ballteufel!

Lustiges Allerlei

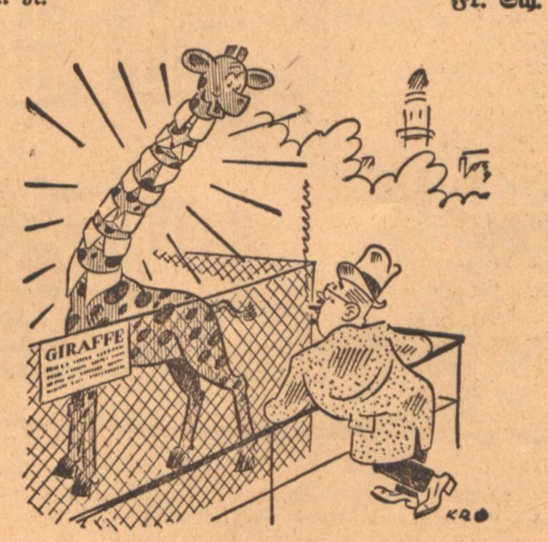
„Na, Fräulein Grete, das war ein Schuß, was? Haben Sie gesehen, wie der Hase geflitzt ist?“
„Aber Sie haben ihn doch gar nicht getroffen!“
„War ja auch nur die erste Verwarnung! Sie sollen mal sehen, was ihm passiert, wenn er es wagt, nochmal zurückzukommen!“

*

Vom Exerzierplatz.

Die Kompanien stehen in Tiefkolonne nebeneinander zum Bataillonsexerzieren aufgebaut. Vor der Front hält hoch zu Roß der Herr Major. Die Kampaniefführer stehen hinter ihren Kompanien.
„Stillgestanden!“ kommandiert der Major.
„Kerls, steht still!“ schimpft Hauptmann R. von hinten.
„Ruhe! Mund halten!“ schreit der Major.
„Alles das Maul halten, gequasselt wird jetzt nicht!“ läßt sich Hauptmann R. vernehmen.
„Auch die Chargen sollen die Klappe halten!“
„Die Unteroffiziere geht das an!“ brummt der Hauptmann.
„Ich verbiete den Offizieren, in ihre Kompanien hinein zu sprechen!“
Schreit der Major ärgerlich.
„Ruhe, Herr Leutnant Beck!“ ermahnt Hauptmann R.
„Ich meine Sie, Herr Hauptmann R.!“
„Verdammte Kerls, jetzt krieg' ich's, bloß, weil ihr eure Futterklappe nicht halten könnt!“ schimpft Hauptmann R.

Fr. Sch.

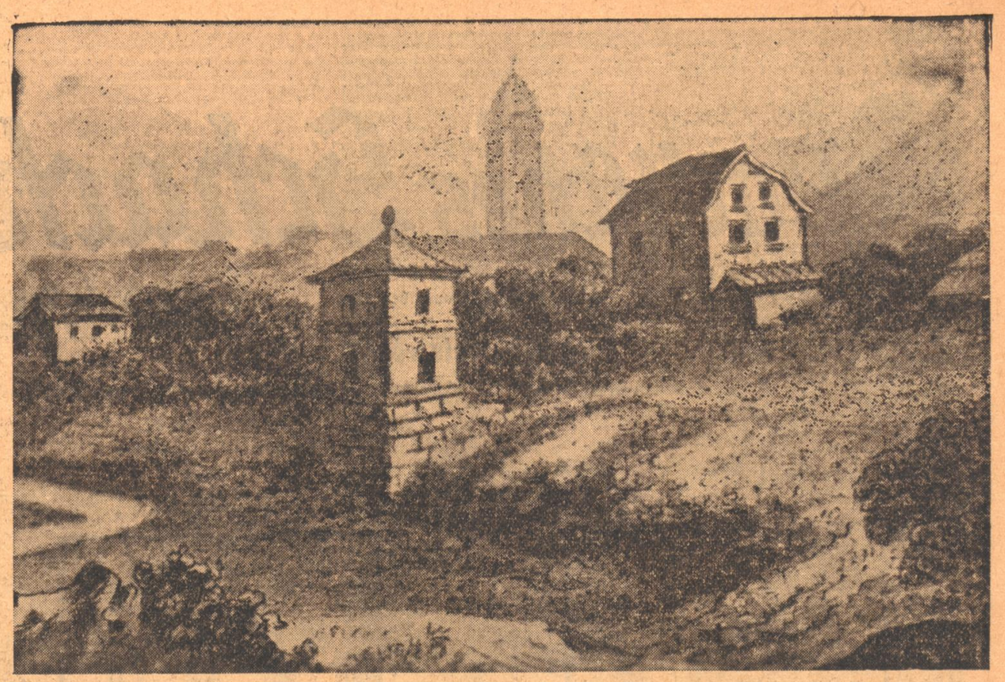


Das wäre ein Geschäft!
Die Vision, die der Stehkragenfabrikant bei einem Besuch im Zoo hat

Auf Schillers Wegen

Ein Beitrag zum 175. Geburtstag

Das Geburtshaus in Marbach



Schillers Haus in Jena — Nach einer Zeichnung Goethes

Der Lebensweg unseres größten deutschen Freiheitsdichters, der von Marbach bis Weimar führte, ist mit Denkmälern und Heimstätten umsäumt, die uns als geweihte Stätten heilig sind. Geweihte Stätten sind sie im Sinne pietätvollen Gedenkens, wie es Goethe im „Tasso" zum Ausdruck brachte: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder." Andächtig grüßen wir so das Geburtshaus im württembergischen Neckarstädtchen Marbach, in dem eine gütige Mutter mit ihrem Jungen und der Tochter Christophine damals ein einziges Zimmer bewohnte, ergriffen halten wir Umschau im engen Sterbezimmer des Dichters in der Musenstadt der Olympier und gedenken in Wehmut jenes Vorabends seines Todestages, an dem er auf die teilnahmsvolle Frage nach seinem Befinden, im Schein der untergehenden Sonne antwortete: „Immer besser, immer heiterer."

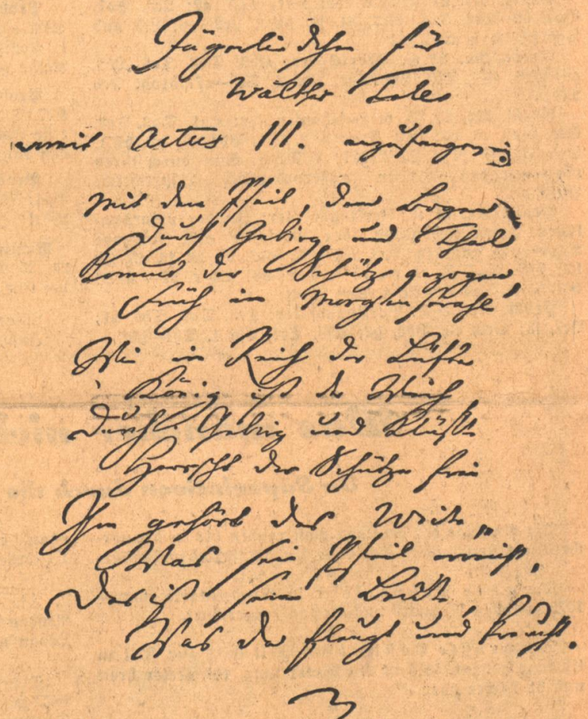
Wir halten Umschau auf zahlreichen Wanderungen durch das romantische Thüringer Land, an der Saale wie an der

Die Eltern des Dichters

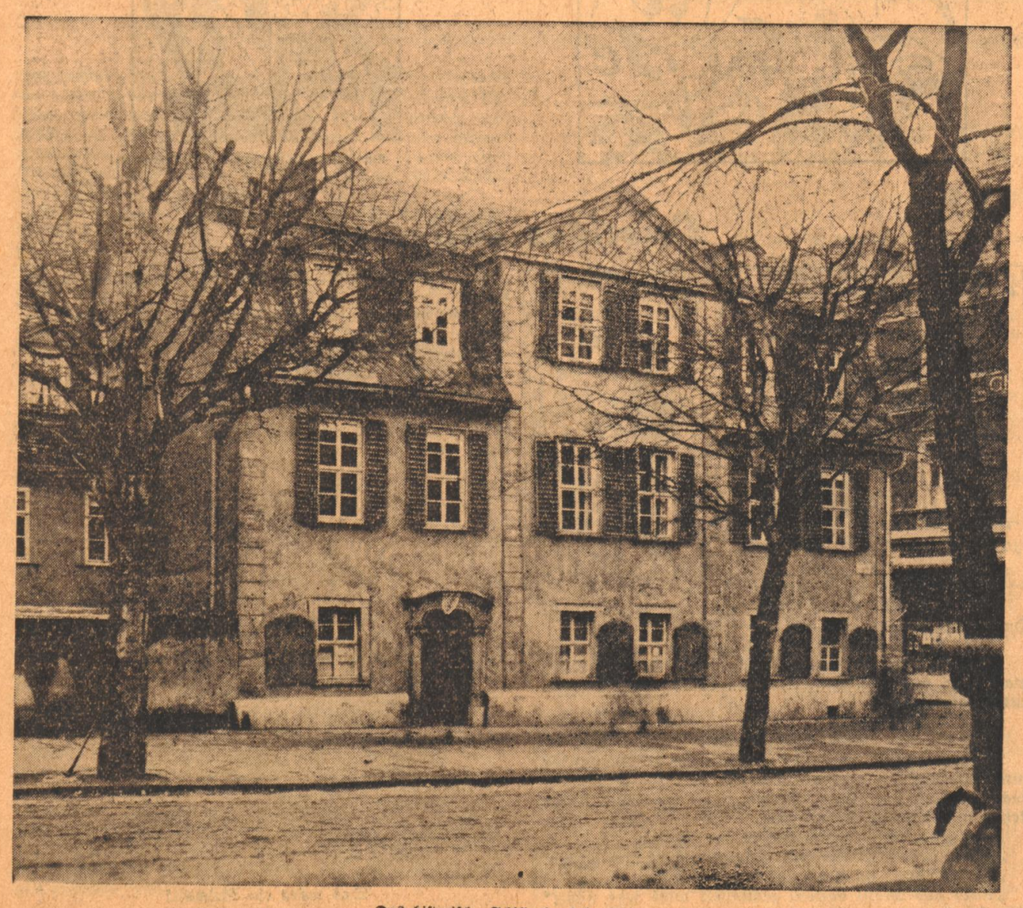
Elbe, unter den bunten Laubfahnen des Bobserwaldes bei Stuttgart, wo der achtzehnjährige Schiller im Sturm und Drang freiheitlicher Empfindungen den Kameraden der Karlsschule begeisterten Herzens seine „Räuber" vorlas und in der Rudolstädter Glockengießerwerkstatt, in der er die ersten Eindrücke zum hohen „Lied von der Glocke" fand. Der Schillerstein im Schillergarten zu Jena wurde nach Goethes Worten zur lebendigen Chronik, die uns berichtet: „An diesem Steintisch haben wir oft gesessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt."

Das Schillerhaus zu Leipzig-Gohlis, wo das „Lied an die Freude" aufklang, grüßt der vorüberziehende Student und am berühmten Weinbergshaus in Loschwitz (Dresden) geht keiner vorüber, ohne des Dichters zu gedenken, der sich hier wie im Himmel fühlte und, beseelt von einer wahrhaft idealen Freundschaft den „Don Carlos" vollendete. Um das Schloß Solitüde in Stuttgart, das ihn im Militärrock der Karlsschule sah, um das Schiller-Asyl in Bauerbach bei Meiningen und um das historische Theater in Mannheim, wo er als Theaterdichter wirkte, weben heute hundertfältige Erinnerungen. Von Schillers erster Begräbnisstätte auf dem Weimarer Friedhof lenken wir unsere Schritte endlich zur Fürstengruft, in der er mit dem anderen größten deutschen Dichter, Goethe, vereint liegt.

Copyright Scherl-Berlin.



Jägerliedchen aus „Wilhelm Tell".
Nach Schillers eigenhändiger Liedaufschrift im Besitz des Herrn Geh. Justizrat Cäsar Robert Lessing, Berlin.



Das historische Schillerhaus in Weimar

Das Schillermuseum in Marbach